

Kreative Vielfalt

Wie deutsche Hochschulen den Bologna-Prozess nutzen

Inspirierter lehren und studieren

Erfolgreicher
prüfen und
studieren

Engagierter
stu

Internationaler
studieren

Individueller studieren







Prof. Dr. Margret Wintermantel
Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz

**Sehr geehrte Leserin,
sehr geehrter Leser,**

je näher wir dem Jahr 2010 gekommen sind, in dem die Bologna-Reform an den deutschen Hochschulen abgeschlossen sein sollte, desto drängender wurden die Fragen: Ist er denn nun gelungen, der Reformprozess? Sind die Ziele erreicht, die wir uns alle gesteckt hatten?

Der Antwort auf diese Fragen möchten wir uns mit diesem Magazin nähern. Wir haben eine Reise durch die deutsche Hochschullandschaft unternommen und hinter die Kulissen geschaut. Mich freut es immer wieder, das große Engagement und die Kreativität zu sehen, mit denen die Beteiligten vielerorts an die Aufgabe gegangen sind – Professoren ebenso wie Studierende, Hochschulleitungen und Mitarbeiter der Verwaltung. So hat sich viel getan in den vergangenen Jahren. Auf den folgenden Seiten möchten wir Ihnen zeigen, was wir gefunden haben.

Dass wir bei unserer Reise nicht an allen deutschen Hochschulen Station machen konnten, liegt auf der Hand. Die vorgestellten Beispiele sind deshalb pars pro toto zu verstehen. Wir haben darauf geachtet, dass wir gleichermaßen kleine wie große, junge wie alte Hochschulen besucht haben, Fachhochschulen ebenso wie Universitäten. Bei der Lektüre werden Sie feststellen, wie unterschiedlich die Hochschulen an den Reformprozess herangegangen sind. Das ist eine der großen Stärken der Bologna-Reform: Alle Beteiligten können entscheiden, welcher Weg für sie der richtige ist. Diese Offenheit zur Individualität ist bei den Debatten in den vergangenen Jahren oft in

Vergessenheit geraten, obwohl sie doch der Kern der Reformen ist. Wir wollen keine gleichgetakteten Hochschulen schaffen, sondern unsere bewährte Vielfalt erhalten. Sie werden sehen: Das gelingt.

Beim Blick auf die Reform dürfen wir nicht vergessen, dass sich die deutsche Hochschullandschaft schon lange vor Bologna gravierend verändert hat: Noch nie in der Geschichte gab es so viele Studierende wie heute, noch nie in der Geschichte hatten so viele junge Menschen Zugang zur Hochschule. Das ist eine phantastische Entwicklung – aber es ist ganz klar, dass sich die Hochschulen ändern müssen, um diesen neuen Anforderungen gerecht zu werden. Deshalb ist die Bologna-Reform überhaupt erst auf den Weg gebracht worden: weil die alten Hochschulstrukturen mit den neuen Anforderungen nicht mehr vereinbar waren.

Dass die Bologna-Reform vor diesem Hintergrund keine bloße Anpassung an neue Gegebenheiten bedeutet, finde ich das Faszinierende an diesem Prozess. Wir haben es zugleich geschafft, die Hochschulen internationaler zu machen, studierendenfreundlicher, innovativer. Und das halte ich für eine stolze Bilanz.

Ich wünsche Ihnen auf den folgenden Seiten eine anregungsreiche Reise durch die deutschen Hochschulen!

Ihre



Bildnachweis: Pressestelle RUB

Die Schnellstarter

Die Ruhr-Universität Bochum hat sich früh auf Bologna eingestellt – und erntet längst die Früchte der Reform

Seite 12



Bildnachweis: Fotolia

2 Editorial

8 „So eine Chance für die Hochschulen kommt nicht wieder“

Lehr-Experte Wilfried Müller im Gespräch über die Umsetzung der Bologna-Reform – und darüber, warum er selbst gerne im Bachelor studieren würde



Inspirierter lehren und studieren

12 Humboldt durch die Hintertür

Studentische Lehrexperthen und ein Servicezentrum für die Mathematik: Gute Ideen bekommen an der Ruhr-Universität Bochum Rückenwind von den Reformen

16 Rettet das Theater!

Mit Aufgaben aus der Praxis, einem Generalisten-Semester und einem College-System hat die Leuphana Universität Lüneburg ihr Studium umgekrempelt

20 Mehr Freiheit für Maschinenbauer

Die TU Darmstadt erweitert das Studium um Projektarbeit und Philosophie Kurse für Ingenieure – mit besten Auswirkungen auf die Absolventen

22 Google für ein besseres Lernen

Zwei Professoren der Hochschule Bremerhaven wollen das Klima zum Lehren und Lernen verbessern

24 Die Kunst des Hinterfragens

Schlüsselkompetenzen will die Universität Bielefeld nicht in Extra-Seminaren vermitteln, sondern in den klassischen Lehrveranstaltungen

26 Didaktische Kniffe für Profis

Die Fachhochschulen in Nordrhein-Westfalen haben ein eigenes Fortbildungszentrum für ihre Professoren aufgebaut

28 Der Reiz der Praxis

An der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg wechseln sich Praxiswochen und Theorieeinheiten ab – das vertieft das Lernen und steigert die Motivation



Bildnachweis: Axel Kottsch, Michael Wirtz, Universität Regensburg

Die Internationalen

Die Universität Regensburg wirbt um die Kinder von Migranten – und schickt sie zum Austausch in die Heimat ihrer Eltern. So profitieren die Absolventen von ihrem doppelten kulturellen Hintergrund

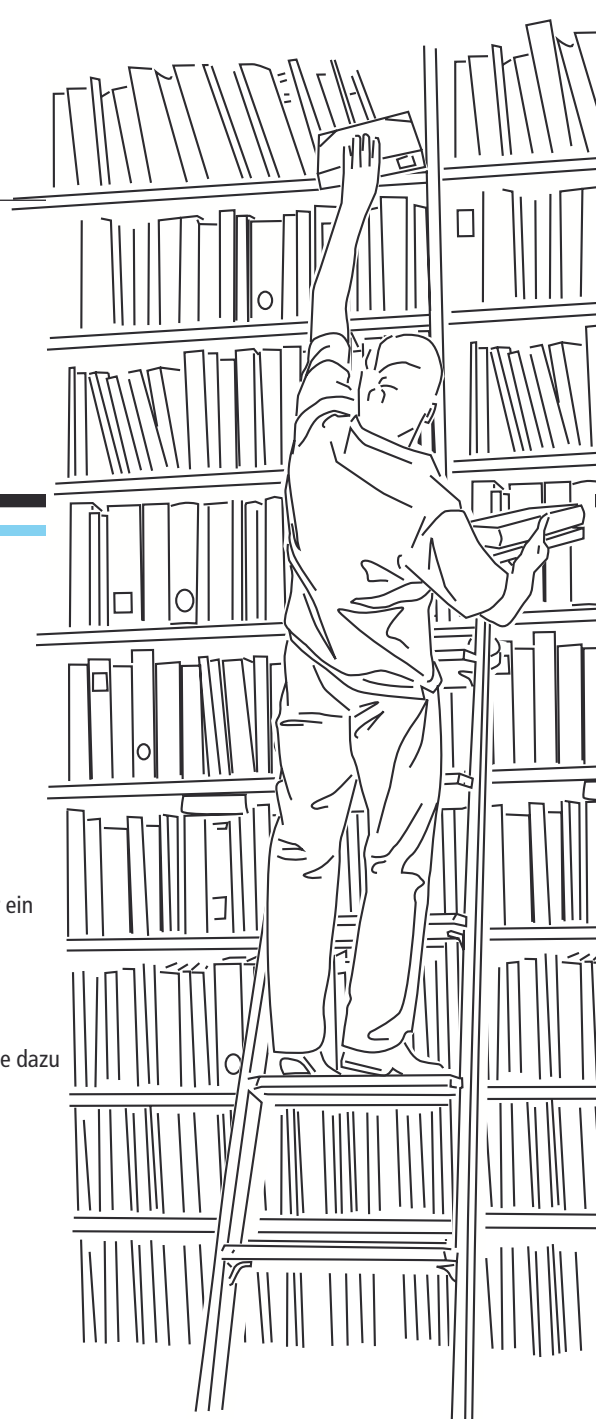
Seite 42



Die Techniker

Wer an die Technische Universität Darmstadt kommt, fängt das Maschinenbaustudium mit einem Praxiseinsatz an – zuletzt haben die Erstsemester ihr Studium mit dem Kampf gegen illegale Schlafmohnfelder begonnen

Seite 20



II.

Engagierter studieren

32 Die Mitmischer

An der Universität Freiburg engagieren sich Studierende für ein optimales Studium

36 Mehr als nur Soft Skills

An der Universität Potsdam unterrichten Studierende ihre jüngeren Kommilitonen – beide Seiten lernen so jede Menge dazu

38 Tue Gutes und lerne dabei

Das Hochschul-Netzwerk „Bildung durch Verantwortung“ verbindet akademische Inhalte mit wohltätigen Zwecken

III.

Internationaler studieren

42 Zurück zu den Wurzeln

Mit ihrem Secondos-Programm baut die Universität Regensburg ihre Kompetenz für Mittel- und Osteuropa aus

44 Mehr Luft für den Bachelor

Die Universität Tübingen verlängert die erste Studienphase um zwei Semester – und schafft so mehr Freiräume für Auslandsaufenthalte und fachliche Vertiefungen

46 Der Traum von Burkina Faso

So viele Austauschprogramme wie heute gab es an der Freien Universität Berlin noch nie. Selbst exotische Wünsche können sich die Studierenden erfüllen

48 Strategische Lage

Ihre Vorteile im Dreiländereck an der Grenze von Deutschland, Belgien und den Niederlanden spielt die FH Aachen geschickt aus



Bildnachweis: HS Harz

Die Querdenker

Nicht nur Abiturienten, sondern auch Berufspraktiker können sich an der FH Harz einschreiben. Ihre Erfahrungen aus der Arbeitswelt werden dabei angerechnet – kürzer kann der Weg zur Hochschule nicht sein

Seite 78



IV.

Erfolgreicher prüfen und studieren

54 Ein Lob der Vielfalt

Dank großer Freiräume konnte jeder Fachbereich an der Universität Konstanz die Reformen für die eigenen Bedürfnisse maßschneidern

58 Der digitale Prüfer

Ein High-Tech-Computerlabor hat die Universität Bremen zu einem Prüfungszentrum aufgerüstet

60 Gemeinsam gegen Abbrecher

Ein Frühwarnsystem hilft an der HTW Berlin beim Kampf gegen die Abbrecherquote

62 Der schwere Abschied vom Dipl.-Ing.

Nach anfänglicher Skepsis verbindet die TU Ilmenau in ihren Curricula gekonnt die Vorteile des alten und des neuen Studiensystems



Bildnachweis: HfM Karlsruhe

Die Kreativen

Für die Karlsruher Hochschule für Musik war der Bologna-Prozess eine Gratwanderung zwischen der Bewahrung des künstlerischen Profils und einer akademischen Neustrukturierung. Heute sind sich alle sicher: Die Reformen haben die Ausbildung noch besser gemacht

Seite 72



Die Individualisten

Viel Freiheit statt zentraler Vorgaben, Kreativität statt Lastenheft – kann das gut gehen bei der Bologna-Reform? Es kann, beweist die Universität Konstanz. Dank des neuen Freiraums sind dort innovative Programme entstanden

Seite 54

Die Mitmischer

Eine Gruppe von Kommilitonen aus Freiburg will einen optimalen Bachelor – und zeigt mit ihrem Engagement, wie viel Studierende an ihrer Hochschule bewegen können

Seite 32



V.

Individueller studieren

68 Spielendes Lernen

Die Evangelische Fachhochschule Darmstadt erhebt die frühkindliche Bildung zum akademischen Beruf

70 Vielfalt als Chance

Die Universität Duisburg-Essen setzt auf Migranten und Studierende aus bildungsfernen Schichten

72 „Gute Meister sind nicht standardisierbar“

Die Karlsruher Hochschule für Musik hat die Balance zwischen Tradition und Reform gefunden

76 „Die Wette ist gewonnen“

Für das neue Fach Materialwissenschaft ziehen an der Universität Göttingen viele Professoren an einem Strang – und zeigen, wie Kooperationen das akademische Leben bereichern

78 Offen für eigene Wege

Für Studierende mit ungewöhnlichen Bildungsbiographien hat die Hochschule Harz ein eigenes Programm entwickelt

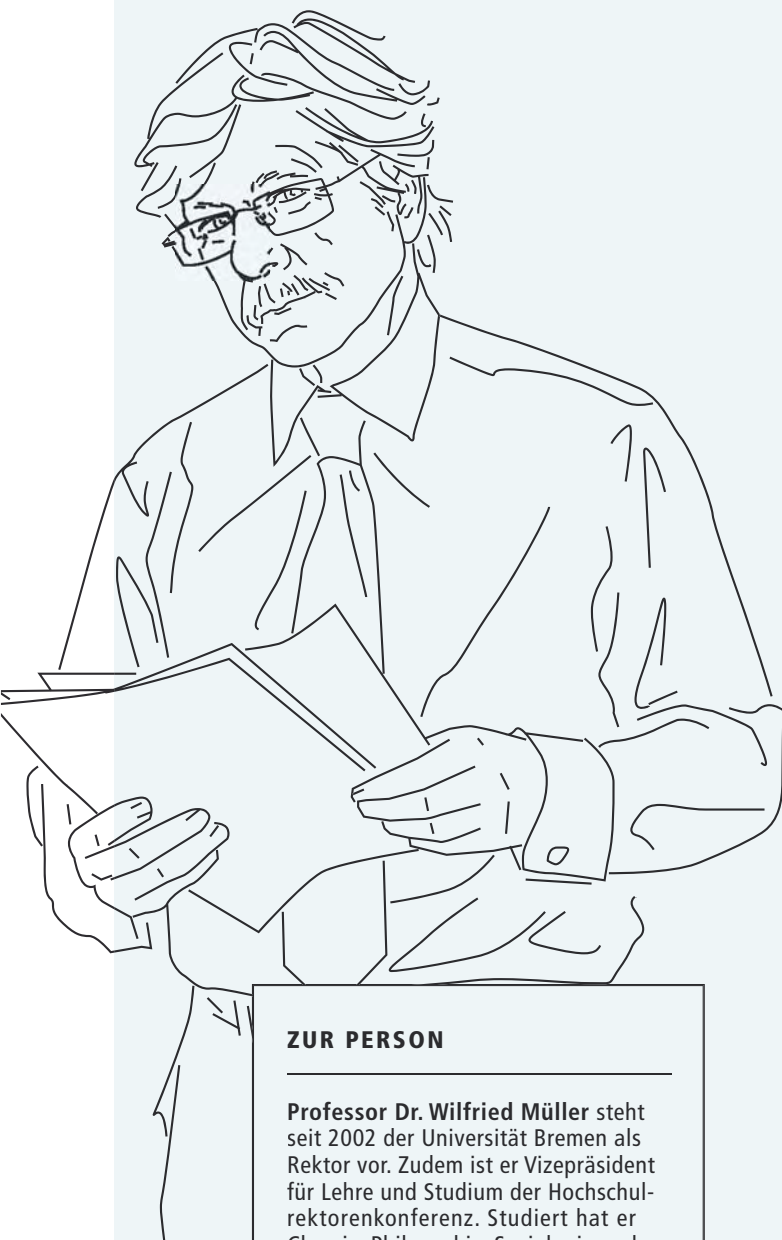
80 Der entzernte Studienplan

Die FH Osnabrück gibt ihren Studierenden mehr Luft für eigene Pläne: Großzügige Urlaubs- und Auslandssemester sorgen für ein flexibles Curriculum

82 Impressum

„So eine Chance für die Hochschulen kommt nicht wieder“

Lehr-Experte Wilfried Müller im Gespräch über die Umsetzung der Bologna-Reform – und darüber, warum er selbst gerne im Bachelor studieren würde



ZUR PERSON

Professor Dr. Wilfried Müller steht seit 2002 der Universität Bremen als Rektor vor. Zudem ist er Vizepräsident für Lehre und Studium der Hochschulrektorenkonferenz. Studiert hat er Chemie, Philosophie, Soziologie und Erziehungswissenschaft.

Herr Professor Müller, Hand aufs Herz: Wenn Sie noch einmal vor der Wahl stünden – würden Sie in einem Bachelorprogramm studieren wollen?

Das kann ich Ihnen gerne mit einem Blick auf mein Studium beantworten: Bevor ich Erziehungswissenschaften studiert habe, bin ich Diplom-Chemiker geworden. Wir hatten Abbruchraten von 50 Prozent im ersten Jahr, die ersten vier Semester waren sehr verschult und erst danach fing es langsam an mit Wahlmöglichkeiten. Mein Wunschstudium aber ist eines, in dem ich Freiheiten habe, in dem ich mich wohlfühle. Die Antwort ist also Ja: Einige Bachelor-Programme hier in Bremen würde ich gerne studieren – Politikwissenschaft zum Beispiel.

Es gibt viele, die das anders sehen und sich nichts sehnlicher zurückwünschen als die alten Diplom- und Magisterstudiengänge.

Sie haben Recht: Wir müssen die Studierenden für die Reformen gewinnen. Und wir haben dafür auch gute Argumente. Wer sich an den deutschen Hochschulen umschaute, wird ausgezeichnete Beispiele dafür finden, wie man in fünf, sechs Semestern komplexe Sachverhalte lernen, vielseitige Kompetenzen erwerben kann. Diese Kompetenzen werden auf dem Arbeitsmarkt gebraucht, und nichts desto trotz sind sie an deutschen Universitäten bis zum 6. Semester nie vermittelt worden. Heute hat sich das geändert, und die ersten Absolventenstudien zeigen, dass die umgestellten Studiengänge gut abschneiden. Deshalb bin ich fest davon überzeugt, dass sich das neue System durchsetzen wird.

Aber genau diese Orientierung am Arbeitsmarkt wird doch scharf kritisiert.....

...Moment! Wir reden von einem reflektierten Umgang mit Arbeitsmarktanforderungen, nicht davon, systematisch für die Industrie eine berufliche Ausbildung zu übernehmen. Und das ginge ja auch gar nicht: In Deutschland gibt es so verschiedenartige Arbeitsplätze, und die Anforderungen ändern sich so schnell, da könnten wir unsere Studierenden überhaupt nicht auf ein spezielles Segment ausbilden. Deshalb finde ich diese Kritik oberflächlich. Im übrigen wird ja überall verlangt, dass die Absolventen eigenständig arbeiten. Und unsere Stärke in Deutschland ist es doch, Absolventen heranzubilden, die die wissenschaftlichen Methoden kennen und sich damit an die Probleme heranarbeiten können. Da gilt für mich, was man vor 100 Jahren über Physiker gesagt hat: Denen muss man keine Aufgaben geben, sie werden sich schon selbst die richtigen suchen. Genau das ist mit

Arbeitsmarktrelevanz gemeint, genau das ist mit Bologna gemeint. Und wenn Sie sich die Bachelorprogramme anschauen, so haben die eine starke methodische Ausrichtung und dann das zusätzliche Angebot einer exemplarischen Anwendung.

Sind Sie damit nicht ein wenig zu idealistisch? Es wird doch gerade im Bachelorbereich immer wieder kritisiert, dass das Curriculum viel zu stark verschult sei. Wie geht das mit Ihrem Idealbild zusammen?

Ich glaube, man muss sich vor Augen halten, wie die Situation bei vielen sozial- und geisteswissenschaftlichen Diplom- und Magisterstudiengängen gewesen ist. Es gab eine Fülle von Fächern mit hobbymäßiger Variation der Inhalte. Da war zwar ein Kanon von grundlegenden Dingen, die zu vermitteln waren, und darin haben viele Professoren ihre eigenen Schwerpunkte mit eingebracht. Die haben im Grundstudium verpflichtende Seminare angeboten, die sich mit dem beschäftigten, was sie gerade interessiert hat. Und das kann im Bachelor nicht mehr passieren, weil die Modularisierung da den Lehrenden weniger Freiraum lässt: Es kann nicht mehr sein, dass die Studierenden im Rahmen eines Studiengangs Lehrveranstaltungen ganz zufällig angeboten bekommen. Jetzt gibt es einen durchdachten Gang. Ein Professor muss überlegen, welche fachwissenschaftlichen Inhalte er vermitteln will und nicht nur das machen, was er gerade möchte. So etwas gehört in die letzten Phasen eines Studiums, aber nicht in die ersten. Nehmen Sie das Beispiel unserer Universität in Bremen: Jeder Studierende kann sich an einem beliebigen Rechner im Internet anschauen, welche Inhalte in einem Modul seines Studiums gelehrt werden. So viel Transparenz hat es früher nie gegeben.

Aber die verpflichtenden Module gibt es doch immer noch.

Ja, aber ohne verpflichtende Inhalte gibt es nun einmal kein systematisches Studium. Der Bologna-Prozess trägt unzählige Möglichkeiten in sich, ein Curriculum von Grund auf neu zu durchdenken. So eine Chance bekommen die Hochschulen nicht wieder. Deshalb haben wir bei uns in Bremen und an etlichen anderen Hochschulen mit Lust etwas Innovatives gestaltet.

Vielerorts sind tatsächlich Zwei-Fach-Bachelor entstanden, internationalisierte Programme und Studiengänge, die den Absolventen ganz neue akademische Möglichkeiten eröffnen. Aber sind das nicht nur einige Lichtblicke in einer Vielzahl von anderen, weniger innovativen Studiengängen?

Nein, wir reden nicht von Einzelfällen. Aber es hängt natürlich stark von den Universitäten und den Hochschulen ab: Wer offen war für neue Gedanken, der hat das System in einzigartiger Weise für Reformen nutzen können.

Das heißt, Sie würden sich bedenkenlos in jeden Bachelorstudiengang einschreiben?

Es gibt Studiengänge, die würde ich eher nicht studieren wollen. Die gab es aber vorher auch schon. Und nochmal: Ich sage ja nicht, dass alles reibungslos geklappt hat mit der Bologna-Reform. Tatsache ist, dass wir bis heute keine flächendeckende Untersuchung zur Umset-

zung haben. Aus meiner eigenen Erfahrung heraus würde ich sagen, dass wir den Aufwand unterschätzt haben, der mit der Umstellung zusammenhängt. Die Zeit war ja kurz, wir reden von wenigen Jahren. Sie müssen sehen, dass es nicht nur darum ging, eine neue Organisation zu formen. Wir haben einen Paradigmenwechsel vollzogen, „from teaching to learning“, wie es in den Bologna-Dokumenten so schön heißt. Im Mittelpunkt steht jetzt also nicht mehr das Lehren, sondern das Lernen. Das halte ich für eine richtige Entwicklung – aber wir haben den intellektuellen, emotionalen und organisatorischen Aufwand unterschätzt, dieses neue Paradigma umzusetzen.

Es sind an vielen Hochschulen neue Studiengänge entstanden. Materialwissenschaft zum Beispiel gab es vorher nicht als eigene Fachrichtung oder auch Umweltphysik. Halten Sie dieses erweiterte Angebot für einen Fortschritt oder für eine Verwässerung der traditionellen Inhalte?

Das ist in meinen Augen die vielleicht größte Chance, die uns die Bologna-Reform gibt. Ich greife zur Illustration nochmal Ihre Beispiele auf: Sie können heute Bachelor-Absolventen aus verschiedenen Fächern – der Chemie etwa oder der Physik – die Möglichkeit geben, sich für Umweltphysik zu interessieren. Oder Produktionstechniker und Physiker lassen sich im Bereich der computerbasierten Materialforschung ausbilden. Das ist eine unglaubliche Chance. Deshalb ist es kein Zufall, dass viele Universitäten diesen Weg gegangen sind. Das gilt ja auch für den geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich. In Bremen bieten wir Integrierte Europastudien an, eine Mischung aus Kultur-, Politik- und Wirtschaftswissenschaften. Das Angebot befähigt die Studierenden, in den politischen und kulturellen Institutionen Europas zu arbeiten. Wir nutzen dafür die Module ganz verschiedener Fächer. Vor der Reform wäre so ein Angebot nicht einmal denkbar gewesen, und es gibt viele solcher Beispiele in Deutschland. Und noch eins möchte ich hervorheben: Mit den kürzeren Bachelor-Studiengängen und der Öffnung unserer Hochschulen für Bewerber, die schon eine Ausbildung gemacht haben, können wir zur Professionalisierung von halbakademischen Berufen beitragen. Denken Sie zum Beispiel an Altenpfleger oder Erzieher im frühkindlichen Bereich. Auch da bietet der Bachelor neue Möglichkeiten, die in der öffentlichen Debatte völlig zu Unrecht so gut wie gar nicht berücksichtigt werden. Der Bachelor wird in Deutschland missachtet, obwohl er eigentlich der Kern der Reform ist.

Wie lange wird es noch dauern, bis die Akzeptanz der neuen Studiengänge steigt?

Wichtig ist: Es darf keine Verschlechterung der finanziellen Situation unserer Hochschulen geben. Wenn parallel zur Umsetzung der Reformen die Haushaltslage enger wird, wie wir das ja erlebt haben, wird die Akzeptanz nicht steigen, weil alle nur die Parallele zwischen Sparmaßnahmen und Bologna-Prozess sehen. Als nächstes müssen wir die neuen Studiengänge organisatorisch vereinfachen, die Hochschulen brauchen weniger Vorgaben und mehr Flexibilität. Ich bin mir sicher, dass der Bachelor weithin akzeptiert wird, wenn die Fächer die Eigenständigkeit der Studierenden steigern. Und da sind wir schon auf einem guten Weg.



Auf dem Weg nach oben: Studierende im Alten Hauptgebäude der TU Darmstadt

I. Inspirierter lehren und studieren

Der Bologna-Prozess lenkt den Blick auf die Lehre: Wie können die Studierenden besser vom Wissen ihrer Professoren profitieren, wie können Seminare und Vorlesungen noch motivierender werden? In den vergangenen Jahren hat sich an den Hochschulen viel getan in Sachen guter Lehre. Das forschende Lernen etwa hat an Stellenwert gewonnen. Jede Hochschule, jeder Lehrende hat eigene Ideen, um das Studium noch ansprechender zu gestalten und Forschung und Lehre noch enger miteinander zu verknüpfen.





Humboldt durch die Hintertür

Die Ruhr-Universität Bochum hat sich früh auf Bologna eingestellt – und erntet längst die Früchte der Reform. Offenheit, Engagement und eine gelungene Modularisierung haben die neuen Ansätze zum Erfolgsmodell gemacht

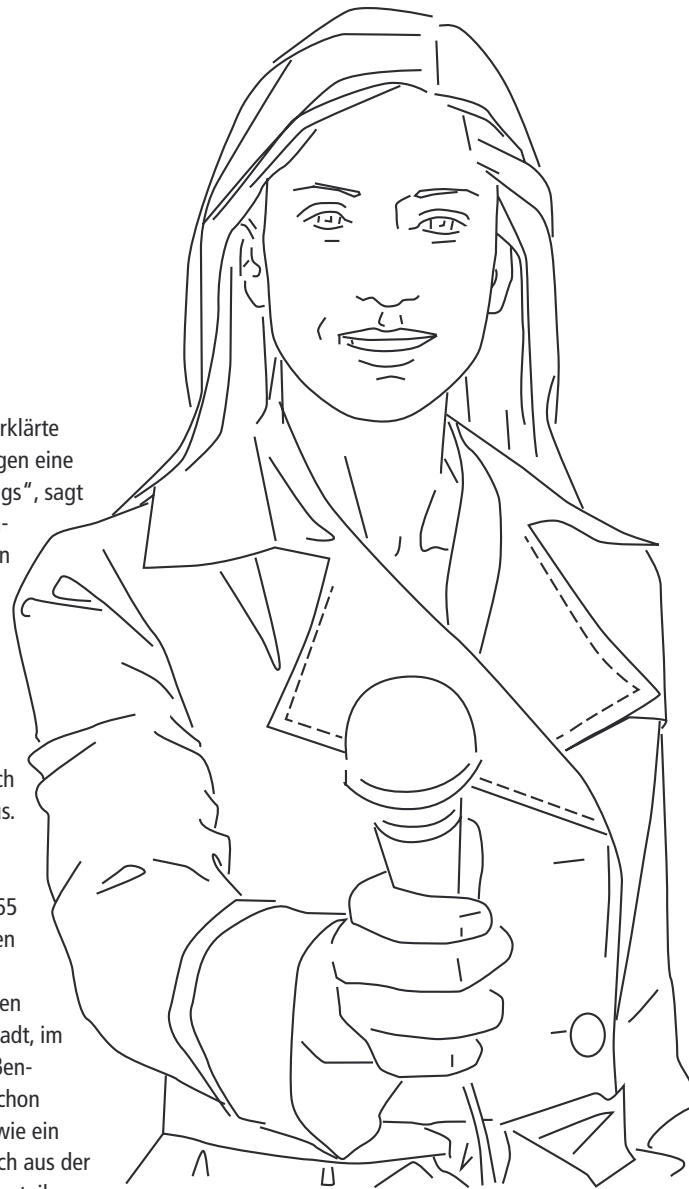
D

ie Sitzungen waren turbulent: Dreimal kamen die Studierenden zusammen, um zu debattieren, was ihnen eigentlich an der Universität am meisten bringt. Motivierende Seminare, gute Betreuung, ein enger Kontakt mit den Lehrenden? Tagelang wogen sie die Argumente ab, bis sie schließlich ein kleines Kompendium fertiggestellt hatten. „Ideen zum Thema gelingendes Lernen“, schrieben sie auf das Deckblatt des Acht-Seiten-Werks, das seither die Grundlage ist für Schulungen an der Universität Bochum.

„Wir haben doch die Studis als Expertinnen und Experten für gelingendes Lernen direkt an der Uni“, sagt Anja Tillmann, die in Bochum für interne Fortbildungen zuständig ist: „Und deren Wissen sollten wir nutzen, damit alle davon profitieren.“ Tillmann war Initiatorin des Workshops, in dem die Studierenden ihre Ideen debattierten. Lernexpertenteam hat sich die Gruppe plakativ genannt, die zwölf Teilnehmer kamen aus den unterschiedlichen Fachrichtungen von Betriebswirtschaft über Geographie bis hin zu Theologie. Was sie gemeinsam festgelegt haben, lassen Anja Tillmann und ihre Kollegen jetzt in alle Fortbildungen für Lehrende an der Uni einfließen.

Die Lernexperten sind ein Ansatz, wie er typisch ist für die Bochumer Universität. Mit den Studierenden gemeinsam

zu arbeiten ist schon lange das erklärte Ziel in der Hochschule. „Wir pflegen eine offene, diskursive Art des Umgangs“, sagt Susanne Lippold, die als Bologna-Beraterin die neuen Strukturen an der Reformuniversität mitgestaltet hat. „Wir sind selbst immer wieder angenehm überrascht, wie gerne sich die Studierenden hier engagieren!“ Lippold hat ihr Büro im Verwaltungstrakt der Universität, einem Gebäude gleich am Eingang zum riesigen Campus. Die Bochumer Hochschule zählt zu den jüngsten in Deutschland und zugleich zu den größten: 1965 wurde sie eröffnet, eingeschrieben sind knapp 33.000 Studierende. Der Campus liegt ein paar Minuten außerhalb der Bochumer Innenstadt, im Fünf-Minuten-Takt pendeln Straßenbahnen hinaus zur Universität. Schon von weitem ist sie zu erkennen, wie ein eigenes Stadtviertel erhebt sie sich aus der Landschaft. Dutzende Gebäude verteilen sich rings um die zentrale Bibliothek und den imposanten Hörsaalkomplex, verbunden sind sie mit überdachten Wegen. So weitläufig und so verzweigt ist dieses eigene Stadtviertel der Wissenschaft, dass die Studierenden im ersten Semester einige Wochen brauchen, bis sie sich auf dem Campus gut zurechtfinden.



Berufsvorbereitung: Auch für angehende Reporter gibt es Angebote im Bochumer Optionalbereich



Transparent studieren: Tutorenprogramm an der Ruhr-Universität

Vielleicht ist es gerade die relativ kurze Geschichte, dank derer die Universität immer offen war für Neuerungen, immer an der Spitze von Reformen. Das zumindest attestieren ihr selbst Außenstehende, und beim Bologna-Prozess haben die Bochumer ihren Ruf bestätigt: Schon lange bevor die Ideen der europäischen Reform spruchreif waren, gab es in Bochum gestufte Studiengänge. Es waren die Lehramtsstudenten, die von der frühen Umstellung profitierten. Und auch den Schlüsselqualifikationen widmete die Universität ihre Aufmerksamkeit schon ab dem Jahr 1993 – zu einer Zeit, als sich die Bedeutung dieser zusätzlichen Angebote erst langsam abzeichnete.

„Als die Bologna-Erklärung unterzeichnet wurde, waren wir schon in den Planungen für die Umstellung“, sagt Susanne Lippold, die als Mitarbeiterin im Referat Lehre und als Bologna-Beraterin der HRK die Umstellung hautnah miterlebte. In den Geistes- und Naturwissenschaften gab es schon 2001 und 2002

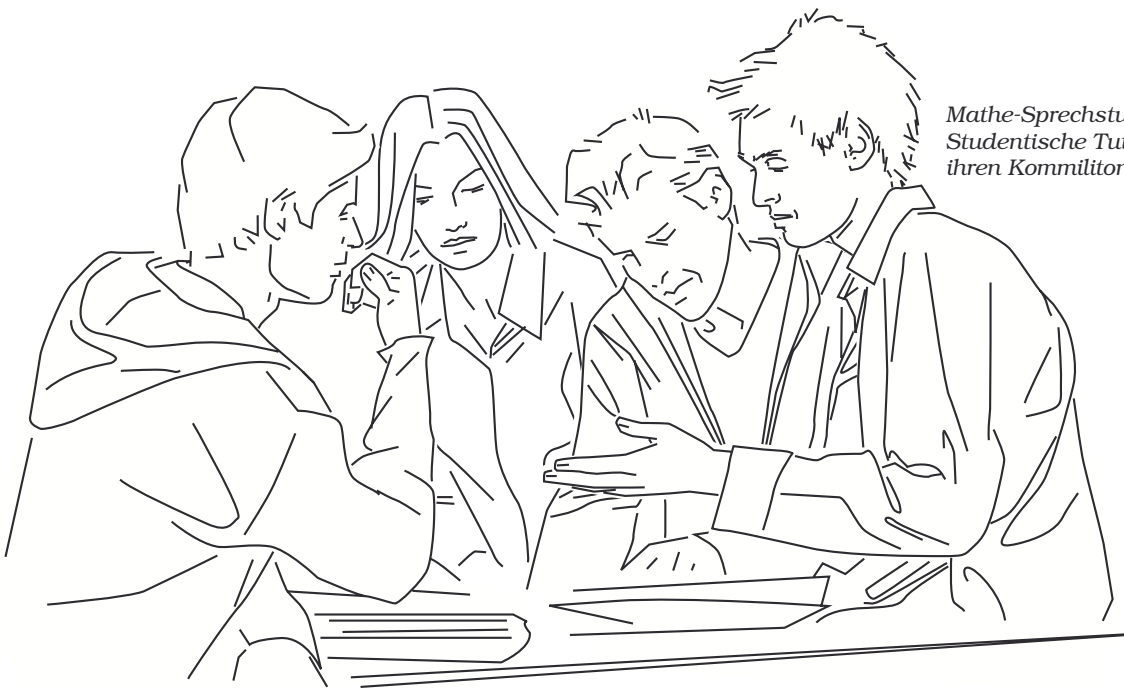
eine komplette Neuorientierung – und gleichzeitig wurden die alten Diplom- und Magisterstudiengänge gänzlich eingestellt. „So haben wir unsere Ressourcen auf die neuen Angebote konzentriert und konnten gleich von Anfang an ein umfassendes Seminarangebot auf die Beine stellen“, sagt Lippold. Der Erfolg hat sich rasch eingestellt – weniger Studienabbrecher verzeichnet die Hochschulstatistik seither und umso mehr Absolventen, die innerhalb der Regelstudiendauer fertig werden.

„Wir haben die Bologna-Umstellung gut gemeistert“, bilanziert Susanne Lippold: „Der Erfolg steht für uns außer Frage.“

Bei den Studierenden ist vor allem der Zwei-Fach-Bachelor beliebt. Das Prinzip ist auf den ersten Blick denkbar einfach: Wer sich einschreibt, kann für seinen Bachelor-Abschluss zwei beliebige Fächer miteinander kombinieren – Geschichte und Theologie zum Beispiel oder auch Mathematik und Physik, dutzende Fachkombinationen sind möglich. So kann

jeder seinen breiten Interessen nachgehen, jeder kann über die Grenzen einer Wissenschaft hinaus Zusammenhänge verstehen. Innerhalb ihres Studiums haben die angehenden Akademiker alle Freiheit: Wie sie die Fächer kombinieren, ist ganz ihnen überlassen – ob sie beides parallel studieren oder sich ein Semester ganz auf die Mathematik konzentrieren und im nächsten dann auf die Philosophie, das ist ihre eigene Entscheidung. Nach dem Bachelor-Abschluss können sie ihren Master in einem der beiden Fächer oder gleich in beiden anschließen. Die Chancen auf dem Arbeitsmarkt, so zeigen die ersten Stichproben aus Bochum, haben sich durch die doppelte Qualifikation spürbar erhöht.

Hinter den Kulissen allerdings bedarf die vermeintlich einfache Regelung einer komplexen Organisation: Zwar hat jedes Fach eine eigene Studienordnung, die Prüfungsordnung allerdings gilt einheitlich für alle Fächer, die im Rahmen des Zwei-Fach-Modells angeboten werden. Welche Anfor- »



*Mathe-Sprechstunde:
Studentische Tutoren helfen
ihren Kommilitonen*

Ein Servicezentrum für die Mathematik

Ein pfiffiger Trick hat in Bochum die Abbrecherquote in den Ingenieur- und Naturwissenschaften rapide gesenkt: Er setzt bei jenen Studierenden an, die wegen der schwierigen Mathematik-Seminare das Handtuch werfen, die traditionell gleich zu Beginn des Studiums vorgesehen sind. Abhilfe hat ein neues Zentrum an der Mathematik-Fakultät geschaffen, das mit individueller Beratung und besserem Service die Studierenden bei der Stange hält.

Dahinter steht Professor Herold Dehling. Der Mathematiker leitet das Servicezentrum Mathematik und Anwendungen, das wie ein Dienstleister die mathematischen Seminare für die Ingenieur- und Naturwissenschaftler liefert. Schon früher hat Dehling zusammen mit seinen Kollegen diese Seminare gegeben, aber damals ist jeder Lehrstuhl separat angesprochen worden. „Jeder organisierte die zusätzliche Lehre an den anderen Fakultäten ganz für sich“, sagt Dehling – bis die Idee entstand, das alles zu zentralisieren.

Die Vorteile liegen auf der Hand: Jetzt lassen sich einmal bewährte Methoden spielend von einem Seminar auf das nächste übertragen, weil die Lehrenden miteinander in Kontakt stehen. Und sie können gezielt die Synergieeffekte nutzen: Für Studierende, die sich mit der Mathematik schwer tun, haben sie beispielsweise eine Sprechstunde eingerichtet – jeden Nachmittag von 13 bis 16 Uhr findet sie statt, immer in den gleichen Räumen an der Mathe-Fakultät und ohne Anmeldung. Da sitzen Mathe-Studierende, die ihren Kommilitonen kostenlos die kniffligsten Gleichungen und Sätze erklären und ihnen mit den Aufgaben helfen, bei denen es hakt. Inzwischen

gibt es diese Sprechstunde selbst in der vorlesungsfreien Zeit, sie ist bestens ausgelastet. „Wenn die Studierenden wieder gehen“, sagt Dehling, „dann haben sie gemeinsam mit unseren Tutoren das Problem gelöst.“

Für den zentralen Ansatz sprechen allein schon die Zahlen: In einem typischen Wintersemester unterrichten die Mathematiker 3.000 Studierende aus fremden Fakultäten und nur 600 eigene Studierende – so groß ist der Bedarf an mathematischen Angeboten in den anderen Fachbereichen. Um die organisatorischen Aufgaben nicht überborden zu lassen, haben die Mathematiker einen Beirat gegründet, in dem sämtliche Abnehmer vertreten sind, also die ingenieur- und naturwissenschaftlichen Studiengänge. Wenn es Schwierigkeiten gibt oder Kritik, sind die Wege dank des institutionalisierten Kontakts deutlich kürzer als früher, wo manche Probleme erst nach Jahren gelöst werden konnten.

Für Studierende, die mit der Mathematik auf Kriegsfuß stehen, ist ein Konzept gedacht, das vom Stifterverband für die deutsche Wissenschaft gefördert wird: Wer als Maschinenbauer oder Physiker bei einer ersten mathematischen Probleklatur auffällt, kann in jeder Woche eine solche Extra-Trainingseinheit bekommen. Sie basiert auf einem Tauschgeschäft: Die Lehrenden bieten eine enge Betreuung im kleinen Kreis an, die Teilnehmer verpflichten sich im Gegenzug, regelmäßig dabei zu sein und ihre Hausaufgaben zu machen. „Auch wer sich mit der Mathematik ausgesprochen schwertut“, sagt Herold Dehling, „kann die Prüfungen mit einer solchen Betreuung und seinem eigenen Engagement schaffen.“



Offen und hell: die Mensa in Bochum

derungen es an ein Studium gibt, wie viele Seminare ein Studierender besuchen muss und wie die Abschlussprüfungen aussehen, das ist gemeinsam geregelt, damit die Kombination der Fächer reibungslos möglich ist. Zur Steuerung haben die Bochumer so genannte „gemeinsame beschließende Ausschüsse“ eingerichtet – Gremien, in denen alle Fakultäten und die Studierenden vertreten sind. Von ihren Fakultäten haben alle Entsandten die volle Rückendeckung, so dass sie sämtliche Entscheidungen auf kurzem Wege in den Ausschüssen treffen können. Zeitraubende Konsultationen mit den Fakultäten fallen auf diese Art weg. „Am Anfang sind wir für diese Idee etwas belächelt worden“, erinnert sich Susanne Lippold. Mittlerweile aber habe sich die Struktur bewährt – und sogar ungewöhnliche Kooperationen begründet: Durch den engen Kontakt sind ganze Bereiche enger zusammengewachsen, so dass es jetzt bisweilen gemeinsame Veranstaltungen etwa von Biologen und Historikern gibt.

Eine Besonderheit des Zwei-Fach-Bachelors ist der Optionalbereich. „Wir geben den Studierenden das Handwerkszeug dafür, ein eigenes Profil zu schaffen“, sagt Klemens Störckuhl. „Über allem steht die Frage: Wie mache ich mich fit für den Arbeitsmarkt?“ Störckuhl ist Professor

für Neurobiologie und leitet zugleich als Studiendekan den Optionalbereich. Dass die Universität eine zentrale Einrichtung für das Ergänzungsstudium geschaffen hat, meint er, zeige den besonderen Stellenwert. Tatsächlich ist gerade der Optionalbereich ein Aushängeschild der Universität und wurde mehrfach ausgezeichnet, zuletzt durch den Stifterverband und die Mercator-Stiftung: Über das Bachelorstudium verteilt muss jeder einige Seminare besuchen, die über die reine Fachwissenschaft weit hinausgehen. Mehrere hundert Module umfasst das Angebot, das gedruckte Programm ist so dick wie ein Telefonbuch. Fremdsprachenkurse und Seminare zu Präsentationstechniken stehen darin, aber auch Betriebspraktika und interdisziplinäre Studien.

„Wir können den Studierenden hier Wege aufzeigen, die sie vorher gar nicht erkannt haben“, sagt Astrid Steger. Sie leitet die Geschäftsstelle des Optionalbereichs und hat von Anfang an das Studium im Studium mitkonzipiert. Wer Fragen hat, kommt meistens zu ihr in die Sprechstunde. „Ich rate den Studierenden dazu, über den Tellerrand zu schauen und Dinge zu machen, die ihnen später helfen können“, sagt Steger. Angehenden Lehrern beispielsweise empfiehlt sie, auch einmal

in andere Berufsgruppen zu schauen, und bisweilen werden die Gespräche zur kompletten Berufsberatung. „Viele kennen gar nicht den Weg zum angestrebten Ausbildungsziel“, sagt sie. In solchen Fällen kann sie helfen – und den Bachelor-Studierenden interessante Möglichkeiten aufzeigen. Mit den Angeboten aus dem Optionalbereich können sie sich danach schon gezielt in ein Gebiet einarbeiten.

„Ich selbst habe in meinem Studium die akademische Freiheit ungemein genossen“, sagt Professor Klemens Störckuhl, der Studiendekan des Optionalbereichs. „Da wurde als fester Bestandteil eines Kurses mit dem Professor darüber diskutiert, ob die Fruchtfliege einen freien Willen besitzt – eine faszinierende Erfahrung, da saßen wir beim Professor im Büro und konnten ungezwungen philosophieren.“ Im Optionalbereich sieht er eine Fortsetzung seiner früheren Erfahrungen: Über das Fachstudium hinaus einmal anders zu denken, den eigenen Ideen zu folgen oder etwa über die Bioethik zu diskutieren – alles das ist in den Angeboten des Optionalbereichs möglich, die den Studierenden vollständig angerechnet werden. „Das ist Humboldt durch die Hintertür“, schmunzelt Störckuhl. ■



Rettet das Theater!

Mit Aufgaben aus der Praxis, einem Generalisten-Semester und einem College-System hat die Leuphana Universität Lüneburg ihr Studium umgekrempelt

F

ür Annika Weinert begann das Studium mit einem Besuch im Theater: Hinter die Kulissen wurde sie geführt, durch die Zuschauerreihen und in die Büros. Sie diskutierte mit Künstlern und mit der Theaterführung. Und dann bekam sie ihre Aufgabe: „Rettet das Theater“ lautete sie – es ging um eine fiktive Stadt und darum, deren vom Bankrott bedrohtes Schauspielhaus wieder wirtschaftlich zu betreiben. Da stand Annika Weinert, frisch gebackene Abiturientin und angehende Kulturwissenschaftlerin, und sollte ein Problem lösen, von dem sie zuvor noch keine Vorstellung hatte.

Wer sich an der Leuphana Universität Lüneburg einschreibt, muss mit solchen Überraschungen rechnen. Auch nach der Startwoche mit ihrer schwierigen Aufgabe geht es unkonventionell weiter: Das ganze erste Semester findet als Studium Generale statt, die Studierenden aller Fachbereiche durchlaufen es gemeinsam. Dabei geht es um das Verhältnis von Geist und Körper in der Metaphysik Descartes, um eine Einführung in die Erkenntnistheorie im Zeitalter der Aufklärung, um die Entstehung der modernen Chemie oder um Filme und ästhetische Wahrnehmung. Gerade diese Offenheit zu anderen Disziplinen ist es, die für die Studierenden den Reiz ausmacht: Bis sie ihren Bachelorabschluss haben, besuchen sie immer wieder Vorlesungen und Seminare, die mit ihrem eigenen Studienfach nichts zu tun haben.

Mehr Weite soll das in die Universität bringen, so sieht es das Konzept vor.

Für Annika Weinert und ihre Kommilitonen war schon die erste Woche ein Aha-Erlebnis: Quer durch die Fachbereiche wurden sie in 15-köpfige Arbeitsgruppen gelost, um sich gemeinsam an der Rettung des fiktiven Theaters zu versuchen. „Wir haben überall in der Stadt interessante Gesprächspartner vermittelt bekommen“, sagt Annika Weinert – neben den Experten vom echten Theater waren das Mitarbeiter der Stadtverwaltung, von verschiedenen Kulturbetrieben und anderen Einrichtungen. Ganz nebenbei haben die Studierenden dabei Lüneburg kennengelernt, denn die meisten sind aus anderen Städten zugereist – und sie sammelten Hintergrundwissen über das Thema. „Schon bevor das Studium angefangen hat“, staunt Annika Weinert, „konnte man merken, wie unterschiedlich die Leute aus den verschiedenen Fachbereichen an so ein Problem herangehen.“ Die künftigen Betriebswirte aus ihrer Gruppe etwa schlugen vor, das klassische Theater kurzerhand dicht zu machen und stattdessen auf Musical-Aufführungen zu setzen. „Für mich als angehende Kulturwissenschaftlerin war das natürlich haarsträubend“, sagt Annika Weinert. Also suchte das Team Kompromisse zwischen Hochkultur und Kommerz – und stellte das Ergebnis nach einer Woche im Plenum vor sämtlichen anderen Erstsemester-Kollegen vor.

„Bis heute bin ich befreundet mit Leuten aus anderen Fachbereichen, die ich im regulären Universitätsbetrieb wahrscheinlich nie kennengelernt hätte“, sagt Renke Schumacher. Der 21-Jährige studiert Wirtschaftspsychologie im dritten Semester und war am Anfang seines Studiums ein wenig verwirrt: Die vielen Studium Generale-Vorlesungen, die mit seinem eigentlichen Studienfach gar nichts zu tun hatten, wollten nicht so

*Von Lüneburg in die Welt:
Leuphana-Studentin*



„Wir sehen das Studium nicht als Ansammlung von Lehrveranstaltungen, sondern als Lebensphase“

recht zu dem Bild passen, das er vorher vom Leben an der Universität gehabt hat.

Solche Irritationen kennt Dr. Karin Beck und schmunzelt. Sie ist Leiterin des Leuphana Colleges und damit verantwortlich für die Koordination des gesamten Bachelor-Angebots an der Leuphana. „Im ersten Semester kommen viele Studierende zu mir und wünschen sich, etwas mehr vom eigenen Fach zu lernen. Aber wenn sie ein paar Semester später zurückblicken auf das erste halbe Jahr mit dem interdisziplinären Ansatz, dann sind sie davon begeistert.“ Karin Beck hat zehn Jahre lang in den USA gearbeitet, promoviert hat sie in New York. Es war die Lüneburger Idee, die sie wieder nach Deutschland zurückgelockt hat. „Ich habe gesehen, dass sich hier an der Universität richtig viel bewegt“, sagt sie. „Und mein Wunsch war es, das Beste aus dem amerikanischen und dem deutschen Universitätssystem zu verbinden.“

Den Aufbruch hat sie in Lüneburg schon auf dem Campus gemerkt: Ein altes Kasernengelände ist zum Mittelpunkt der Hochschule geworden, gelegen ein paar Fahrradminuten vom historischen Stadtkern entfernt und gleich um die Ecke vom ausgedehnten Kurpark. Von der Strenge des soldatischen Lebens ist heute nichts mehr zu spüren; die Studierenden haben das Gelände in Besitz genommen, sie haben die frühere Reithalle in einen riesigen Partyraum umfunktioniert, und das einstige Mannschaftscasino ist mit einem gläsernen Anbau zur einladenden Mensa geworden. Das Rektorat ist gleich am Eingang zum weitläufigen Gelände eingerichtet, früher waren hier die Kommandierenden einquartiert. Der neue Geist zeigt sich schon an Äußerlichkeiten: Statt mit abweisenden, »

lederbezogenen Türen öffnen sich alle Räume mit gläsernen Schiebetüren zum Flur hin, die imposanten Vorzimmer mit Sekretären und Assistenten sind abgeschafft. Selbst Uni-Präsident Sascha Spoun hat ein buchstäblich gläsernes Büro – ein Symbol für die neue Offenheit an der Universität. „Wir sehen das Studium nicht als eine Ansammlung von Lehrveranstaltungen, sondern als Lebensphase“, erklärt er. „Da gibt es natürlich Lehrveranstaltungen, aber eben auch deutlich mehr.“

Das zu organisieren ist die Aufgabe von Karin Beck, der Leiterin des Leuphana-Colleges. Was ihr in den USA am meisten imponiert hat, konnte sie auch in Lüneburg aufbauen: die Studierenden in den Mittelpunkt zu stellen, sie in direkten Kontakt zu den Lehrenden zu bringen. „Wenn ich mich an mein Studium in Deutschland erinnere, dann weiß ich noch, dass ich den Professor irgendwann nach fünf Semestern gesehen habe. Und das erste, was er uns Slawisten mit auf den Weg gab, war: ‚Mit diesem Studienfach kann man ohnehin nichts werden.‘“ In Lüneburg

werde endlich die Neugier der Studierenden befriedigt – mit dem Studium Generale zu Beginn, mit dem Komplementärstudium während der gesamten Bachelor-Zeit. Und mit herausragenden Veranstaltungen: Zuletzt lief über ein gesamtes Semester eine Ringvorlesung über die „Natur des Geistes“ – betrachtet wurde das Thema von Neurowissenschaftlern und Philosophen, es ging um den freien Willen beim Einkaufen ebenso wie um die Steuerung von Robotern und die Physiologie des Geistes. Zu der Veranstaltungsreihe reisten Wissenschaftler aus unterschiedlichen Ländern an, um ihren Blick auf das Thema vorzustellen.

Dieser interdisziplinäre Ansatz ist auch das zentrale Merkmal der Lüneburger Master-Studiengänge. „Wir haben uns so aufgestellt, dass wir für die besten Bachelor-Absolventen von anderen Hochschulen ein interessantes Programm bieten“, sagt Professor Dr. Ferdinand Müller-Rommel, der für die Graduate School verantwortlich ist. Auch im Master werden die Studiengänge in Majors eingeteilt. „Public Economics, Law and Politics“ heißt eines der Haupt-

fächer, das typisch ist für die Lüneburger Studienstruktur: Aufgenommen werden Bachelor-Absolventen mit volkswirtschaftlichem, juristischem oder politikwissenschaftlichem Hintergrund. Das Studium besteht aus allen drei Bereichen – und es gibt Brückenkurse, in denen die Politologen fehlende juristische Kenntnisse aufholen und sich die Juristen in Volkswirtschaft weiterbilden. „Wir haben über Jahrzehnte immer das gleiche unterrichtet“, sagt Politologe Müller-Rommel – „aber die Welt hat sich in dieser Zeit verändert. Müssen wir nicht heute in Politikologie viel mehr über die Globalisierung reden? Und braucht man dafür nicht auch mehr Perspektiven als nur die politikwissenschaftliche?“

Die fachübergreifenden Ansätze sind charakteristisch für alle Masterprogramme in Lüneburg. Culture Studies, Sustainability Sciences, Management & Engineering werden beispielsweise angeboten, dazu gibt es noch zahlreiche Lehramtsstudiengänge. An der Graduate School sind Master und Promotion nach angelsächsischem Vorbild konsekutiv aufgebaut; wer zielstrebig studiert, kann auf dem Weg zum Dokortitel viel Zeit sparen. Typisch ist auch, dass die Unterrichtssprache in vielen Veranstaltungen englisch ist – und dass viele Studierende aus dem Ausland für das Lüneburger Programm nach Deutschland wechseln.

„Eine Kommilitonin von mir kommt aus Brasilien und hat dort Jura studiert“, sagt Nora Stetzler. „Und die bringt dann Beispiele aus ihrer Heimat mit ein in die Seminare.“ Nora Stetzler ist 23 Jahre alt, sie ist nach ihrem Bachelor-Abschluss von einer anderen Hochschule an die Leuphana gekommen. Politikwissenschaften hat sie studiert und ist begeistert von der Fächerkombination im Masterprogramm. Die Brückenkurse, sagt sie, füllten die Wissenslücken rasch auf – „und wir geben uns untereinander oft Nachhilfe: Manchmal lassen sich Juristen von mir den politikologischen Hintergrund erklären und helfen mir dafür weiter, wenn ich einen Paragraphen nicht verstehe.“

Ob sie nach dem Master auch noch promovieren wird, hat Nora Stetzler noch nicht entschieden. Noch sei es dafür zu früh, meint sie – und außerdem hat sie erstmal ganz andere Pläne: Im Sommersemester geht sie an eine Partnerhochschule in die USA, ihren Studienplatz hat sie schon sicher. ■

Erfolgreiches Modellprojekt

Die Leuphana Universität Lüneburg ist aus einer großen Bildungsbaustelle hervorgegangen: Ursprünglich gab es in der Stadt eine Fachhochschule und eine Universität, zusammengekommen boten sie zeitweise knapp 50 Studiengänge an. Der Bologna-Prozess diente als Anlass, in einem Modellprojekt des Landes Niedersachsen eine komplett neue Struktur zu schaffen: Die beiden Hochschulen wurden zusammengelegt – und damit das reibungslos klappt, begaben sich die Mitglieder auf die Suche nach einem neuen Konzept. Ihr Credo: Eine Hochschule könne viel gewinnen, wenn sie die Reformen als Chance zu einer grundlegenden Neugestaltung sehe.

Die Lüneburger stellten ihre gesamte Hochschule neu auf, in der Konzeptionsphase diskutierten mehr als 100 Arbeitsgruppen zugleich darüber, wie eine neue Hochschule aussehen könnte. Das Ergebnis: Die Leuphana Universität besteht nach anglo-amerikanischem Vorbild aus einem College für die Undergraduate-Ausbildung und einer Graduate School für die Master- und Promotionsstudiengänge. Die verschiedenen Disziplinen wurden in wenige fachliche Schwerpunktgebiete zusammengefasst. Im Jahr 2007 wurden die ersten Bachelor-Bewerber aufgenommen, die nach dem neuen Prinzip studieren. Sie durchlaufen das erste Semester gemeinsam in einem Studium Generale, in den folgenden fünf Semestern teilen sie ihre Zeit zwischen einem frei wählbaren Haupt- und einem Nebenfach auf; hinzu kommt ein Komplementärstudium, das Inhalte aus den unterschiedlichsten Fachrichtungen bietet. Die Graduate School ist im Jahr 2008 an den Start gegangen.



*Glänzende Perspektiven:
Einer der Neubauten auf dem
Lüneburger Campus*



Mehr Freiheit für Maschinenbauer

Die TU Darmstadt erweitert das Studium um Projektarbeit und Philosophiekurse für Ingenieure – mit besten Auswirkungen auf die Absolventen

W

enn Professor Dr. Manfred Hampe von seinem Schreibtisch aufsieht, fällt sein Blick auf ein gerahmtes Bild an der Wand seines Büros. Absolventen einer amerikanischen Universität bei ihrer Abschlussfeier sind darauf zu sehen, auf den Köpfen das Mortarboard, den typischen akademischen Hut mit der rechteckigen Krempe. Manfred Hampe kann ein stolzes Lächeln nicht unterdrücken, wenn er auf die Bilder schaut: Das sind seine Studierenden, die von Darmstadt aus die Welt entdecken. Nicht nur gute Fachwissenschaftler wolle er ausbilden, sondern auch die Neugier wecken, sagt Hampe.

Wer an die Technische Universität Darmstadt kommt, fängt das Maschinenbaustudium mit einem Außeneinsatz an – und einer kniffligen Aufgabe. „Können wir illegale Schlafmohnfelder in Afghanistan ferngesteuert zerstören“, fragten Hampe und seine Kollegen jüngst die Erstsemester. Eine Woche hatten die Studierenden Zeit, um die passende Antwort zu finden. In kleinen Teams waren sie unterwegs, zusammengesetzt aus drei Disziplinen: Die Maschinenbauer waren für die unbemannten Flugzeuge zuständig und für den Zerstörer, der ein biologisches Agens verteilt. Die Biologen mussten einen passenden Pilz finden, der gezielt den Mohn vernichtet, aber der übrigen Vegetation nicht schadet. Und die Politologen mussten

analysieren, welche Folgen ein solches Vorgehen für die politischen Strukturen vor Ort und für die Dorfbewohner hätte.

„Die Studierenden sind losgedüst durch die Bibliotheken und zu Fachleuten, die sie in Darmstadt gefunden haben. Und sie haben sich vom ersten Tag an als Forscher gefühlt, das ist ein richtiger Initialisierungsritus“, sagt Manfred Hampe. So motivierte Studierende habe er in seiner Karriere nur selten erlebt – und Hampe ist ein Professor der alten Schule, 58 Jahre alt, seit Jahrzehnten an der Uni und in der privaten Wirtschaft aktiv. Die Darmstädter Maschinenbauer haben die Umstellung auf Bachelor und Master genutzt, um ihren alten Diplomstudiengang gründlich zu durchforsten. „Wir fragen

„Die Studierenden haben sich vom ersten Tag an als Forscher gefühlt“

nicht mehr, was wir vermitteln wollen, sondern was die Studierenden nach dem Abschluss können müssen“, sagt Hampe. Auf einmal sei der Weg zum Wissen nicht mehr das Entscheidende – „und da öffnet sich die wahre akademische Freiheit, da bekommen die Studierenden die Hoheit über ihr Studium wieder zurück.“ Weniger Frontalunterricht, aber mehr forschendes Lernen ist eine der Maximen, die in Darmstadt jetzt gilt. Nicht nur Formeln pauken, sondern auch gleich sehen, wofür die im Maschinenbau wichtig sind. Nicht

mehr in Großgruppen durch die Hörsäle ziehen, sondern in kleinen Gruppen einen Professor als persönlichen Mentor haben. „Wir haben das Niveau nicht gesenkt, aber einfach die Vermittlung geändert“, sagt Manfred Hampe. Dass die Idee aufgeht, zeigt die Abbrecherquote: In den alten Studiengängen lag sie wie fast überall in den Ingenieurwissenschaften notorisch hoch bei mehr als 50 Prozent. Jetzt, ein paar Jahre später, ist sie auf rund zehn Prozent gesunken. „In den Diplomstudiengängen geben viele gleich auf, weil sie mit Theorie überhäuft werden und einige Semester lang nichts anderes sehen als Formeln“, heißt es bei den Darmstädter Maschinenbauern.

An die Umstellung der Abschlüsse sind die Darmstädter denkbar pragmatisch herangegangen: Sie bieten einen sechssemestrigen Bachelor in Allgemeinem Maschinenbau an, auf spezialisierte Studiengänge haben sie verzichtet; ein vielfältigeres Angebot gibt es erst auf dem Master-Level. Den Bachelor haben sie aber mit großem Aufwand neu zugeschnitten. Viel Ballast haben sie aus dem Curriculum entfernt und eine motivierende Vermittlung in den Vordergrund gestellt. „Bis in die 60er Jahre hinein war die Dampfmaschine fester Bestandteil des Studiums“, schmunzelt Hampe. „Da muss man einfach irgendwann einen Strich ziehen.“ Und gemeinsam mit seinen Kollegen hat er Neues aufgenommen – ein Philosophie-Seminar für Maschinenbauer etwa, in dem es um Wissenschaftstheorie geht, um ein Hinterfragen der fachspezifischen Methoden und um ethische Fragen. Der Kurs gehört mittlerweile zu den beliebtesten im gesamten Curriculum. Fachlich hat sich an der Grundlagen-Orientierung des Maschinenbau-Studiengangs indes nicht viel geändert. „Unsere Absolventen



Bildnachweis: Katrin Binner

Hoch hinaus: Studierende der TU Darmstadt auf einem Kletterpfad

beherrschen ihr Handwerkszeug mindestens so gut wie früher. Und vermutlich sind sie sogar bessere Ingenieure, denn sie beschränken ihren Blick nicht auf ihre eigene Disziplin“, sagt Manfred Hampe. In solchen Momenten erinnert er sich an seine eigene Schulzeit zurück: Neun Jahre Latein und sechs Jahre Griechisch hat er gehabt – eine Erfahrung, von der er heute noch profitiert. Das Studium will er deshalb öffnen für die eigenen Interessen der Studierenden, und das sei gerade durch den Bologna-Prozess möglich geworden. „Wir wollen ein forschendes Lernen etablieren, eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, wie es Humboldt gefordert hat“, sagt Manfred Hampe. Er zeigt auf ein golden gerahmtes Bild an der Wand seines Büros, darauf ist das Schloss Wilhelm von Humboldts in der Ortschaft Ottmachau zu sehen. „Aus diesem Geist folgt dann alles andere.“

Eine, die den neuen Wind zu spüren bekommt, ist Barbara Seifert. Sie hat das MechCenter aufgebaut, in dem Studienberatung, Auslandsamt, Praktikantenvermittlung und viele andere Aufgaben

zusammengefasst sind. In den vergangenen Jahren, sagt sie, habe sie bei den Studierenden einen Mentalitätswandel erlebt: Sie arbeiteten sehr zielstrebig, sie interessierten sich mehr für Programme im Ausland. „Die Bachelor- und Masterstruktur hat uns neue Möglichkeiten bei unseren Kontakten ins Ausland eröffnet“, sagt sie. Ein Dual-Degree-Programm mit der amerikanischen Virginia Tech gibt es, das Interessenten aus ganz Deutschland nach Darmstadt lockt. Und auch für die weiteren Austauschprogramme mit Spanien, Frankreich, Brasilien und vielen anderen Ländern sei die Nachfrage deutlich größer als in der Vergangenheit. „Wir haben immer mehr Studierende, die sich für den Weg ins Ausland interessieren“, sagt Seifert.

Für die Studierenden seien die internationalen Partnerschaften inzwischen zum gewichtigen Argument für die TU Darmstadt geworden – und zu einer großen Chance bei der Jobsuche. „Wir bereiten unsere Leute auf den europäischen Arbeitsmarkt vor – das geht mit dem alten Diplomitel bei weitem nicht so gut!“,

sagt Manfred Hampe. Früher gingen gerade einmal 20 Prozent seiner Studierenden für ein paar Semester ins Ausland, bei der Einführung des Bachelor hat sich die Quote schlagartig verdreifacht. „Ein deutsches Vordiplom wird an fremden Universitäten nur ganz selten anerkannt, da mussten unsere Studenten teilweise noch Extraprüfungen und Nachweise mitbringen“, sagt Manfred Hampe. Mit dem Bachelor sei das alles hinfällig geworden.

„Wir in den Ingenieurwissenschaften haben uns von Gegnern des Bologna-Prozesses zu seinen Verfechtern gewandelt“, sagt Manfred Hampe – „auch wenn das noch nicht überall angekommen ist.“ Eine Unmenge Arbeit sei die Umstellung auf einen innovativen Bachelor-Studiengang schon gewesen, räumt er ein. Und dann blickt er auf den Humboldt in seinem Büro, er schaut sich das Bild seiner Studierenden an mit den amerikanischen Mortarboards. Aber gelohnt habe sie sich allemal, die viele Arbeit, sagt er dann. ■



Guugle für ein besseres Lernen

Zwei Professoren der Hochschule Bremerhaven wollen das Klima zum Lehren und Lernen verbessern. Mit ihrer Initiative begeistern sie Kollegen und Studierende gleichermaßen

W

enn Professor Dr. Michael Vogel im Hörsaal aus seinem früheren Leben erzählt, ist ihm die Aufmerksamkeit seiner Studierenden gewiss: Für einen Tourismuskonzern war Vogel lange Jahre in London und dann in Paris, er ist im Job um die Welt gereist und hat eine Karriere gemacht, von der jetzt viele seiner Studierenden träumen. „Sie lieben Geschichten aus der Praxis. Diese persönlichen Erlebnisse in die Lehre einzubauen, das funktioniert ausgezeichnet“, sagt Vogel. Er hat darauf eine Lehrstrategie aufgebaut, für die er 2008 den Ars-legendi-Preis der

transportiert. Das funktioniert natürlich nicht bei einer Lehrveranstaltung von anderthalb Stunden“, sagt er rückblickend. „Ich konnte zwar Geschichten aus der Praxis erzählen, aber sobald die Inhalte abstrakter wurden, habe ich schnell gelangweilte Blicke gespürt.“ Michael Vogel hat sich in neue didaktische Methoden eingelesen, er hat mit Kollegen gesprochen und dann in seinen Veranstaltungen vieles ausprobiert. Besonders die Methode des problembasierten Lernens hat ihn angesprochen – und prägt seither seine Veranstaltungen. „Nach meiner Erfah-

sind, konnten die Studierenden selbst tiefgehend recherchieren. In Vogels Lehre ging es dann um unterschiedliche Formen von Schulden und davon abgeleiteten Wertpapieren, um die Beziehung von Risiko und Rendite, die Prinzipien der Anlage und der Unternehmensbewertung, um die Funktionsweise der Hypothekenfinanzierung und die Vernetzung der globalen Finanzmärkte. „Wenn die Studierenden zu diesen eher trockenen Themen tagtäglich die Relevanz spüren, dann motiviert sie das ganz ungemein“, sagt Michael Vogel.

Seine Erfahrungen will Vogel jetzt in Bremerhaven auf eine breitere Basis stellen. Dazu hat er zusammen mit seinem Kollegen Wolfgang Lukas ein groß angelegtes hochschuldidaktisches Projekt initiiert; Guugle nennen die Professoren ihr Konzept, eine Abkürzung für „Gut und gerne lernen und lehren“. Die Kultusministerkonferenz und der Stifterverband der Deutschen Wissenschaft stellen 500.000 Euro bereit, um Guugle zu einem Erfolg zu machen. „Wir sind der festen Überzeugung, dass an einer so kleinen Hochschule wie in Bremerhaven ein Wandel am ehesten einsetzt, wenn man auf kollegial angestoßene und durchgeführte Maßnahmen setzt“, heißt es an der Hochschule Bremerhaven. Das Guugle-Projekt ist an der Schnittstelle von Personal- und Organisationsentwicklung angesiedelt, es spricht Lehrende ebenso an wie Studierende. Oberstes Prinzip ist die Freiwilligkeit:

„Es geht nicht darum, ein Unterhaltungsprogramm mit vielen Showeffekten abzuspulen!“

HRK und des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft bekommen hat.

Der Betriebswirt leitet an der Hochschule Bremerhaven den Studiengang Cruise Industry Management; einen Wirtschaftsstudiengang mit seetouristischer Ausrichtung. Als er nach vielen Jahren in der Praxis an die Hochschule berufen worden ist, war das für ihn am Anfang ein großer Schritt: „In der Industrie hat man seine Inhalte in einer Viertelstunde mit einer regelrechten Powerpoint-Organie

rung ist das Lernen anhand geeigneter Problemstellungen sehr wirkungsvoll. Deshalb stelle ich Probleme und nicht Lösungen in den Mittelpunkt“, sagt Vogel.

Viele seiner Beispiele stammen aus der Presse. Ein Beispiel ist die Finanzkrise, die er 2008 in das Fach Financial Management eingebunden hat: die amerikanische Immobilienkrise, der Kollaps der Bear Stearns Bank und das beginnende Übergreifen nach Europa. Weil die Themen zu der Zeit allenthalben diskutiert worden



Bildnachweis: Kai Martin Ulrich

Auch außerhalb der Hochschule mit Schwung bei der Sache: Studierende aus Bremerhaven

Professoren etwa schließen sich zu kleinen Gruppen zusammen und arbeiten ein Jahr lang gemeinsam an einem selbstgesteckten Ziel zur eigenen Lehre – das Coaching von Studierenden etwa, die systematische Entwicklung neuer Lehrkonzepte oder auch die Einbindung von Experimenten. Die Studierenden beschäftigen sich ein Semester lang mit einer Fragestellung aus dem Bereich Studium, Lernen und Lehre. Um das Engagement zu fördern, bekommen die Studierenden Leistungspunkte für ihre Arbeit, die Professoren können mit einer Reduzierung ihres Deputats rechnen.

Hintergrund des Projektes ist, dass die Bremerhavener an ihrer relativ kleinen Hochschule keine Stelle für

Personalentwicklung haben. Einzelne Fortbildungen hätten in der Vergangenheit allenfalls punktuelle Erfolge erzielt; mit Google soll jetzt die Hochschulkultur verändert werden.

„Es geht nicht darum, ein Unterhaltungsprogramm mit vielen Showeffekten abzuspielen“, sagt Michael Vogel. Viel wirkungsvoller sei es, den Stoff exemplarisch vorzudenken und gemeinsam mit den Studierenden an einem Problem zu arbeiten. Oder auch gleich selbst in ein konkretes Thema einzusteigen: Bei Vogel war das zuletzt ein Projekt, in dem es um die Tourismusverträglichkeit von Windparks an der Nordseeküste ging. In elf Gemeinden zwischen Cuxhaven und

der niederländischen Grenze haben die Studierenden dafür Interviews geführt, insgesamt mehr als 800 Gespräche kamen so zusammen. Diese Art der Lehre sprengt bisweilen die Grenzen der klassischen Studienfächer. „Das ermutigt zum übergreifenden Denken“, sagt Vogel. Bei der Windpark-Studie ging es um Tourismusmanagement, um Marktforschung – und auch um Statistik, denn die gewonnenen Daten mussten die Studierenden anschließend selbst analysieren. Das Ergebnis, sagt Michael Vogel, habe ihn verblüfft: „Selbst bei Statistik waren die Studierenden plötzlich begeistert bei der Sache – das habe ich vorher noch nicht erlebt!“ ■



Die Kunst des Hinterfragens

Schlüsselkompetenzen will die Universität Bielefeld nicht in Extra-Seminaren vermitteln, sondern direkt in den Lehrveranstaltungen. Ganz nebenbei gewinnen die Studierenden so einen neuen Blick auf die Wissenschaft

S

o voll war das Bielefelder Audimax schon lange nicht mehr wie bei jener Veranstaltung, zu der Rektorat und Asta gemeinsam eingeladen haben: Wie es weitergeht mit der Universität und vor allem mit der Lehre, das wurde vor dem gefüllten Saal erörtert. Mit dabei war Wiebke Esdar, die zugleich ein Bachelor- und ein Diplomstudium absolviert. Esdar ist studentische Senatorin in Bielefeld, eine streitbare junge Frau. „Ich bin nicht mit allem einverstanden, was im Bachelor passiert“, sagt sie. „Aber dass wir ihn haben, finde ich richtig – genauso wie die Art, in der wir hier in Bielefeld jetzt das Studium gestalten.“ Vor allem ein

Westend und eine Kaffeebar sind entlang der Halle untergebracht, außerdem Geschäfte und verschiedene Serviceabteilungen für die Studierenden. Unterirdisch liegt der Anschluss an die Bahn, die den Campus mit der Bielefelder Innenstadt verbindet.

„Die Universität macht viel Kohärenz möglich, jeder wird gehört – und für persönliche Absprachen dauern die Wege zu einem Kollegen höchstens fünf Minuten, egal wo er sein Büro hat“, sagt Dr. Andrea Frank. Sie leitet die Abteilung mit dem Namen „Beratung für Studium, Lehre und Karriere“ – eine Abteilung, der bei den momentanen Veränderun-

und so weiter“, sagt Frank. Sie verfolgt mit ihrer Abteilung stattdessen einen anderen Ansatz: „Das Implizite wollen wir explizit machen“, sagt sie. Im Studium sei es schließlich schon immer um die Aneignung von Kompetenzen gegangen. Die Abteilung „Beratung für Studium, Lehre und Karriere“ unterstützt die Studiengänge dabei, Kompetenzen nicht losgelöst vom übrigen Studium zu vermitteln, sondern harmonisch in das Curriculum einzubinden. Mit ihrem Konzept wollen die Bielefelder die wissenschaftlichen Bestandteile des Studiums weiter stärken und den Studierenden gleichsam durch die Hintertüre die notwendigen Schlüsselkompetenzen mitgeben. Selbst der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft hat das Konzept inzwischen als beispielhaft ausgezeichnet.

Kernstück des Bielefelder Systems ist das Schreiblabor; es war das erste Schreibzentrum an einer deutschen Universität, gegründet bereits 1993. Ein Team von Mitarbeitern gibt Seminare, in denen die Studierenden den Arbeitsprozess beim Verfassen von Studienarbeiten zu organisieren lernen – aber nicht als klassisches Propädeutikum. „Wir wollen keine formelhaften Anleitungen zum Schreiben einer Hausarbeit geben“, sagt Stefanie Haacke von der Abteilung „Lehren und Lernen“. Wer ein solches Schreibseminar besucht, arbeitet gerade in seinem Studium an einer konkreten Aufgabe. „Ideal ist es, wenn die Studierenden gerade damit beschäftigt sind, ihre Arbeit inhaltlich zu planen“, sagt Haacke.

„Noch nie wurde an unserer Universität so viel über gute Lehre diskutiert wie heute“

großes Engagement für gute Lehre erwartet sie sich von ihrer Universität, und genau daran arbeiten derzeit Lehrende, Studierende und Rektorat intensiv zusammen.

Die Bielefelder Universität liegt einige Kilometer vor den Toren der Stadt, ihr Campus erhebt sich massig aus dem Boden. Eine lang gestreckte Halle in der Mitte des Campus bietet Zugang zu allen Büros, zu allen Labors und Hörsälen der Universität; zugleich ist sie der beliebteste Treffpunkt der Studierenden. Die Mensa, das Café

gen eine Schlüsselrolle zufällt: Von hier aus wird die Verbesserung der Lehre gesteuert, hier wird der Bologna-Prozess mit Leben erfüllt. „Noch nie wurde an unserer Universität so viel über gute Lehre diskutiert wie heute“, sagt Andrea Frank.

„Noch vor einigen Jahren dachten alle, dass mit der Anforderung, im Studium auch Kompetenzen zu vermitteln, jetzt plötzlich zusätzliche Kurse aus dem Boden gestampft werden müssen, Präsentations- und Rhetorikseminare, Powerpoint-Anleitungen



Alle Fakultäten an einem Standort: Portal der Universität Bielefeld

Die Mitarbeiter des Schreiblabors wirken nicht als klassische Lehrer, sondern eher als Tutoren. Unter ihrer Anleitung arbeiten die Teilnehmer an der konkreten Fragestellung für ihre Hausarbeit. So sollen sie an die wissenschaftliche Praxis herangeführt werden. „Vielen Studierenden ist nicht klar, dass sie selbst eine Fragestellung oder eine These entwickeln sollen. Die sind dann ganz überrascht, wenn sie hören, dass sie wie wirkliche Wissenschaftler arbeiten sollen“, hat Stefanie Haacke beobachtet. Erst nach solchen grundsätzlichen Überlegungen geht es um die Formalia beim Schreiben.

„Die Studierenden sollen lernen zu hinterfragen, was sie eigentlich tun“, sagt Haacke und erinnert an das Bielefelder Grundprinzip, Implizites explizit zu machen. „Oft kommen Studierende mit Fragen zur Oberfläche, etwa nach Zitierkonventionen. Im Gespräch wird dann häufig

deutlich, dass ihnen nicht klar ist, warum und zu welchem Zweck zitiert und belegt werden muss – und dass es dabei um eine wichtige Sache geht, nämlich um das Verhältnis von eigenen Ergebnissen zu den Erkenntnissen anderer.“ Solches Wissen um die Hintergründe beuge letztlich auch dem Plagiarismus vor.

Eine ähnliche Idee wie beim Schreiblabor steht hinter vielen hochschuldidaktischen Fortbildungen in Bielefeld. Auch Doktoranden und Post-Docs hinterfragen in den Seminaren ihre Arbeit, sie beschäftigen sich mit fachwissenschaftlichen Dogmen. „Dadurch bekommen sie häufig zum ersten Mal eine Außenperspektive auf ihr Fachgebiet“, sagt Andrea Frank – und die fließt in die künftigen Lehrveranstaltungen der Nachwuchswissenschaftler ein. So können sie sich besser in die Studierenden hineinversetzen und manche

Sachverhalte verständlicher erläutern. Der Hintergedanke: Die jungen Dozenten sollen in ihren Seminaren nicht nur die Fachkenntnisse vermitteln, sondern zugleich die wissenschaftliche Arbeitsweise. In den Didaktik-Workshops entwickeln sie deshalb eine Übungssequenz für das nächste Seminar, das sie geben werden – eine Übungssequenz, die den Studierenden viel wissenschaftliches Schreiben abverlangt.

„Wir setzen darauf, dass die Botschaft ausstrahlt“, sagt Andrea Frank. Die Studierenden freut das: Wiebke Esdar etwa, die studentische Senatorin, spürt eine regelrechte Aufbruchstimmung. „Ich beende ja gerade mein Studium und kann das Geschehen an der Universität deshalb schon über ein paar Jahre hinweg vergleichen“, sagt sie. „Und es ist beflügelnd zu sehen, dass derzeit so viel Engagement in die Lehre fließt.“ ■



Didaktische Kniffe für Profis

Die Fachhochschulen in Nordrhein-Westfalen haben ein eigenes Fortbildungszentrum aufgebaut. Dort lernen Professoren, wie sie noch besser lehren können – und sie vernetzen sich mit ihren Kollegen aus anderen Regionen

E

s liest sich beinahe wie ein komplettes Vorlesungsverzeichnis, das Programmheft, das Professorin Dr. Tobina Brinker einmal im Jahr zusammenstellt: das Fortbildungsangebot für Lehrende an Fachhochschulen ist mit rund 100 Veranstaltungen pro Jahr außergewöhnlich umfangreich. Möglich macht das ein Netzwerk von Hochschulen, die hinter den Veranstaltungen stehen: Sämtliche 19 Fachhochschulen in Nordrhein-Westfalen sind darin organisiert, im Netzwerk bündeln sie ihre hochschuldidaktischen Fortbildungen.

„Wir erreichen pro Jahr durchschnittlich jeden zweiten Lehrenden an den nordrhein-westfälischen FHs“, sagt Tobina Brinker. Die Bielefelder Professorin ist Geschäftsführerin des Netzwerks, das sich die „Zukunft des Lehrens und Lernens an Hochschulen“ zum hehren Leitspruch erwählt hat. 1.600 Teilnehmertage hat Brinker im vergangenen Jahr gezählt – ein neuer Rekord für sie und ihre Kollegen, die mit einem harten Kern von vier festen Mitarbeitern in der Geschäftsstelle alle Aktivitäten koordinieren. „hdw nrw“ heißt das Netzwerk, die Abkür-

zung steht für hochschuldidaktische Weiterbildung in Nordrhein-Westfalen.

Vor zehn Jahren haben sich die FHs zusammengeschlossen, sie waren die ersten mit dieser Idee. Heute gibt es vergleichbare Netzwerke auch in anderen Bundesländern, wenngleich nur wenige sich gezielt auf die Fachhochschulen konzentrieren. Und noch eine Besonderheit gibt es beim rheinländisch-westfälischen Zusammenschluss: Nach der anfänglichen Pilotphase, in der das Ministerium die Fortbildungen finanziert hat, tragen die beteiligten Hochschulen heute die Kosten aus ihrem eigenen Budget. Für sie rechnet sich das gemeinsame Angebot trotzdem, denn immerhin brauchen sie so kein eigenes hochschuldidaktisches Zentrum. An jeder der beteiligten FHs gibt es aber einen festen Ansprechpartner, der das Netzwerk vor Ort vertritt.

Für viele neu berufene Professoren hat sich das Angebot der Hochschuldidaktiker zu einer bewährten Unterstützung gerade in den ersten Semestern entwickelt. Es gibt ein Coaching-Angebot, bei dem die Lehrenden über Monate hinweg begleitet werden; im zweiten Semester findet dann ein Basisseminar statt. „Die meisten der neuen Lehrenden kommen ja aus der Berufspraxis und haben selbst zuvor eine klassische Universität kennengelernt“, sagt Tobina Brinker. „Deshalb zeigen wir

Lehren und lernen mit Zertifikat

Eine Art Tutorsystem schwebt den Mitgliedern des hochschuldidaktischen Netzwerks in Nordrhein-Westfalen vor: Die Seminarteilnehmer sollen selbst zu Ansprechpartnern für ihre Kollegen werden. Wer an Weiterbildungen teilnimmt, wird deshalb mit Zertifikaten ausgezeichnet; dafür gibt es ein vierstufiges System. Mit 120 Lerneinheiten haben die Teilnehmer die Grundstufe erreicht, wer 200 Einheiten absolviert hat, bekommt das nächste Zertifikat. Ab 400 Einheiten können die Professoren selbst hochschuldidaktische Kurse im Netzwerk hdw nrw anbieten, mit 600 absolvierten Einheiten qualifizieren sie sich als Workshopleiter für die Basisseminare, in denen ihre neu berufenen Kollegen geschult werden. Diese höchste Stufe entspricht dem Niveau eines Trainerkurses in der Industrie, heißt es beim Hochschulnetzwerk.



Professor beim hdw-Seminar: Die Teilnehmerzahl steigt von Jahr zu Jahr

auf, wie eine Fachhochschule überhaupt tickt – und natürlich auch, wie man eine gelungene Veranstaltung aufbaut.“ Die Professoren, die in ihrem Fachbereich ein profundes Wissen mitbringen, sind für solche pädagogischen Handreichungen dankbar. Eine gute Präsentation sei eben noch keine gute Lehre, heißt es beim Netzwerk – und deshalb konzipieren die Hochschuldidaktiker gemeinsam mit den neuen Lehrenden exemplarisch eine

Veranstaltung. „Für uns ist es wichtig, dass wir nicht nur Workshops anbieten, sondern die Professoren begleiten und unterstützen“, sagt Brinker.

Die Angebote des Netzwerks richten sich aber auch an erfahrene Hochschullehrer: Innovative didaktische Ansätze werden vermittelt, es gibt Sprachkurse als Vorbereitung auf englische Seminare und Kurse im Zeitmanagement – wegen der vielen neuen Aufgaben, die derzeit

auf die Professoren zukommen, sei das ein begehrtes Angebot. Wie viel die Seminarangebote tatsächlich bei der alltäglichen Arbeit helfen, ist vielen Lehrenden inzwischen klar geworden. „Die Akzeptanz unseres Angebots steigt von Jahr zu Jahr“, sagt Tobina Brinker – als sie vor knapp zehn Jahren angefangen hat, meldeten sich pro Jahr noch 400 Teilnehmer für die Veranstaltungen an, inzwischen hat sich diese Zahl vervierfacht. ■



Der Reiz der Praxis

An der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg wechseln sich Praxiswochen und Theorieeinheiten ab – das vertieft das Lernen und steigert die Motivation. Selbst Skeptiker sind inzwischen überzeugt

W

enn die Woche um ist, müssen die Dioden leuchten, so will es die Aufgabenstellung, über der die Studierenden brüten. Eine Platine sollen sie per USB-Kabel an einen Computer anschließen und einen Chip darauf so programmieren, dass er eine Kette von Leuchtdioden steuert. In den Wochen zuvor haben die Studierenden die Theorie über elektronische Bauelemente gelernt, jetzt sollen sie ihr neues Wissen gleich in die Praxis umsetzen.

Diese enge Verzahnung ist der Kern eines neuen Lehrkonzepts an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg. „Blockwoche“ hat Professor Dr. Marco Winzker es genannt, und die Idee dazu hatte der Professor für Digitaltechnik, als er über einen idealen Studienablauf nachdachte. „Wir hatten beim alten Diplom gute Erfahrungen mit Praktika, vorbereiteten Versuchen und größeren Gruppenaufgaben gemacht“, sagt er. In die neue Bachelor- und Masterstruktur wollte er diese Elemente hinüberretten – und zugleich einige Probleme lösen, die ihn schon lange beschäftigt hatten.

„Es war in der Gruppenarbeit immer schwierig für die Studierenden, einen gemeinsamen Termin zu finden, weil immer irgendjemand Vorlesung oder Seminar hatte“, erinnert sich Winzker. Und wenn sich dann eine Arbeitsgruppe nach zwei Wochen Unterbrechung zum nächsten Mal getroffen hat, mussten die Teilnehmer häufig die Ergebnisse der vergangenen

Sitzung noch einmal wiederholen, um sich an alle Details zu erinnern. „Die meiste Zeit haben wir damals mit der Terminsuche verbracht“, sagt einer der Beteiligten.

Mit ihrer Blockwoche haben Marco Winzker und seine Kollegen diese Klippen umschifft: Sie haben das ganze Studium in kleinere Abschnitte aufgeteilt. In jedem Semester gibt es drei Vorlesungsphasen von jeweils vier Wochen – und direkt danach jeweils eine Praxiswoche. Geblockt findet darin die praktische Wissensvermittlung

den größeren Aufgaben, die sie eigenständig lösen müssen – und mit jedem Semester steigt die Komplexität. „Langsam führen wir sie so auch an das Projektmanagement heran, denn sie müssen die Aufgaben in kleinere Schritte zerlegen, untereinander aufteilen und zu einem bestimmten Termin fertigstellen“, sagt Marco Winzker. Wie die Blockwoche konkret gestaltet wird, legen die zuständigen Professoren fest. Sie sind in der Woche auch zu erreichen, wenn Fragen oder Probleme auftauchen.

Ganz nebenbei werden die Studierenden zu Profis im Projektmanagement

statt. „So konnten wir Selbstlernphasen und Zeitfenster für Projekte in die neuen Bachelor-Studiengänge aufnehmen“, sagt Professor Winzker. Diese Blockwoche ist verbindlich für den gesamten Fachbereich Elektrotechnik, Maschinenbau und Technikjournalismus. Alle Studierenden nehmen daran teil, vom ersten Semester bis zum Bachelor-Abschluss.

In den ersten beiden Semestern dienen die Blockwochen dazu, den neuen Stoff zu wiederholen und zu vertiefen. Ab dem dritten Semester bekommen die Studieren-

Auch hier gilt: Je weiter fortgeschritten die Studierenden sind, desto weniger Hilfestellung bekommen sie bei den Aufgaben. Am Ende der Woche stellen die kleinen Arbeitsgruppen ihre Ergebnisse den Kommilitonen vor. Auch dieses zusätzliche Präsentationstraining ist ein gewünschter Nebeneffekt der Praxisphasen.

Oftmals laufen einzelne Aufgaben auch über mehrere Wochen hinweg. Wenn die Studierenden in der ersten Blockwoche etwa eine Platine für den Computer entwickeln, müssen sie bis zum Freitag



Bildnachweis: HS Bonn-Rhein-Sieg

Köpfe zusammenstecken: In der Praxisphase ist Teamwork gefragt: Profis im Projektmanagement

eine exakte Liste aller benötigten Teile zusammenstellen. Während der vierwöchigen Vorlesungszeit werden die Komponenten bestellt – und können dann in der nächsten Blockwoche gleich ausprobiert werden. „Bei diesen Aufgaben führt manchmal schon ein kleiner Fehler irgendwo am Anfang des Konzepts zum Scheitern“, sagt Marco Winzker. Aber das sei Teil der Praxisphase, denn bei der Fehlersuche lernten die Studierenden schließlich am meisten.

Für die praktischen Übungen vergeben die Lehrenden an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg deshalb keine Noten. Winzker etwa lädt stattdessen jeden Studierenden einzeln zu sich ins Büro, um mit ihm über die geleistete Arbeit zu sprechen und über seinen konkreten Beitrag zum Ergebnis der Gruppe. „Daran merke ich schnell, wenn einer nur als Trittbrettfahrer dabei war und selbst keine Leistung erbracht hat“, so Winzker – in solchen Fällen kann er die Projektarbeit als nicht bestanden werten.

Die Professoren sind inzwischen vom Blockwochen-Konzept überzeugt. Besonders kommt es ihnen gelegen, dass

sich die Zeit flexibel einteilen lässt für Aufgaben, die ganz auf die Bedürfnisse des jeweiligen Studiengangs zugeschnitten sind. Wer Technikjournalismus studiert, kann in den Blockwochen einen echten Arbeitsalltag simulieren inklusive Redaktionsschluss, drängenden Abgabefristen und geplatzten Rechercheterminen. So tasten sich die angehenden Journalisten an ihr späteres Berufsleben heran und lernen nicht nur die gängigsten Stilformen, sondern zugleich auch noch den Umgang mit ungewöhnlichen Situationen. Höhepunkt in diesem Studiengang ist die letzte Blockwoche, in der die Studierenden in kleinen Gruppen ein eigenes Konzept für eine Publikumszeitschrift erarbeiten. Oberbegriffe sind etwa „Erfindungen“ oder „Mobilität“, und innerhalb weniger Tage gestalten die Gruppen dazu ein komplettes Magazin. 15 Studierende gehören zu jedem Team, die insgesamt vier Mannschaften treten in einer Art Wettbewerb gegeneinander an. Am Schluss entscheidet eine Jury nach technischen und journalistischen Gesichts-

punkten über das siegreiche Konzept.

Als die Hochschule Bonn-Rhein-Sieg die Blockwochen eingeführt hatte, war es für die Professoren die größte Herausforderung, im Curriculum ausreichend Zeit dafür zu schaffen. Ohnehin musste der vermittelte Stoff wegen des kürzeren Bachelor-Studiengangs verkleinert werden, die praktischen Phasen verkürzten die Zeit für den klassischen Vorlesungsbetrieb nochmals um einige Wochen. „Es war gar nicht so einfach, da gute Kompromisse zu finden“, erinnert sich Winzker. Er ist aber überzeugt, dass seine Studierenden durch die eigenen Erfahrungen in den Projektwochen besonders intensiv lernen und den Stoff ganz anders verinnerlichen als bei klassischem Frontalunterricht. Deshalb sei der Zeitaufwand vertretbar. Und auch die Motivation seiner Studierenden sei viel größer geworden: „Die freuen sich jedes Mal richtig auf die Blockwoche. Dieses Experimentieren war für die meisten ja schließlich einer der Gründe, warum sie sich überhaupt für ihr elektrotechnisches Studium entschieden haben.“ ■



Inspirierendes Design: Foyer des neuen Physik- und Astronomiegebäudes an der Universität Potsdam

II.

Engagierter studieren

Dass sich die Studierenden am Bologna-Prozess beteiligen, ist eines der wichtigen Prinzipien der Reform. An den Hochschulen entsteht eine neue Kultur der Partizipation: Noch nie hatten die Studierenden so viele Möglichkeiten, sich an ihrer Alma Mater einzubringen und über ihr Studium hinaus aktiv zu werden. Beispielsweise, indem Informatiker für die Behindertenwerkstatt eine Internetseite programmieren oder Sozialwissenschaftler im Altenheim mit anpacken. So können Studierende lernen, eigene Projekte zu stemmen und selbständig Probleme zu lösen. Alles das dient nicht nur der Persönlichkeitsbildung, sondern auch einer frühzeitigen Forschungsorientierung, die schließlich eine der wichtigen Aufgaben der Hochschulen ist.





Die Mitmischer

Eine Gruppe von Kommilitonen aus Freiburg will einen optimalen Bachelor – und zeigt mit ihrem Engagement, wie viel Studierende an ihrer Hochschule bewegen können

S

ein Erweckungserlebnis hatte Lukas Bischof in Spanien: Als Student war er für ein Austauschjahr dort und saß in den Seminaren eines Professors, der vom Bologna-Prozess begeistert war. „Der Professor hat die Möglichkeiten der Reform voll ausgeschöpft. Da habe ich eine Veranstaltung erlebt, in der ich mehr gelernt habe als jemals zuvor“, sagt Lukas Bischof. Seit einigen Jahren ist er wieder zurück in Freiburg an seiner Alma Mater, der Albert-Ludwigs-Universität – und

kämpft mit einer Gruppe Kommilitonen dafür, das Studium zu verbessern.

Im Psychologie-Studiengang sitzt die Gruppe regelmäßig mit Professoren zusammen, sie stößt Veränderungen an und fordert gute Lehre ein. „Viele Studierende beklagen sich über das Studium und über die Universität als reformresistentes System“, sagt der 26-jährige Lukas Bischof: „Wir haben aber angefangen, uns ganz konkret zu engagieren und haben prinzipiell offene Ohren gefunden.“

Vom Bologna-Prozess ist Lukas Bischof überzeugt – unter gewissen Bedingungen allerdings: „Man kann bei der Umstellung auf Bachelor und Master viel Mist machen. Wenn die Hochschulen das aber richtig anpacken, sind die Reformen im Sinne der Studierenden“, sagt er. Rasch gewann er einige Gleichgesinnte, mit denen er eine Initiative gründete. Erklärtes Ziel: Sie wollen bei der Umstellung der Psychologie auf die Bachelor- und Masterstudiengänge ihre eigenen Ideen einbringen, sie wollen einen Dialog anstoßen über die Ziele des Studiums, sie wollen zusammen mit den Professoren ein ideales Curriculum entwickeln.

Sein erstes Aha-Erlebnis auf diesem Weg hatte Lukas Bischof schon gleich zu Beginn: Als er mit seiner Truppe eine Zeitung vorbereitete, führte er dafür Interviews mit seinen Professoren. Wie sie sich ein ideales Psychologie-Studium vorstellten, fragte er sie in den offenen Gesprächen. Mehr Flexibilität, mehr Fallstudien und weniger überfüllte Vorlesungen, ein besseres Betreuungsverhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden – das alles gaben die Professoren zu Protokoll. „Da habe ich zum ersten Mal gemerkt, dass wir eigentlich die gleichen Ziele haben“, sagt Lukas Bischof.

Als die Zeitung mit ihrer Startauflage von 600 Exemplaren verteilt war, stellten Bischof und seine Mitstreiter Pinnwände

Preisgekrönte Initiative

Mit ihrer Initiative haben die Freiburger Studierenden auch außerhalb ihrer Universität schon Wellen geschlagen. Bis ins litauische Vilnius sind sie gereist, um ihr Projekt auf der Jahreskonferenz der European Association for Institutional Research vorzustellen. Das Thema der Tagung passte nämlich genau zu ihrem eigenen Projekt: „Fighting for Harmony – Students, the Academy and Society in Tune“ war die Konferenz überschrieben. Die Freiburger stellten ihre Initiative in einem eigens verfassten Paper vor, in dem sie über ihre Erfahrungen berichteten. Das studentische Engagement kam so gut an, dass eine international besetzte Jury den Beitrag mit dem „Best Paper Award“ in der Kategorie für unter 35-Jährige auszeichnete – ausgewählt aus 18 Bewerbungen. „Besonders schön war, dass wir nicht nur viel Anerkennung für unsere Arbeit bekommen haben, sondern dass auch viele interessierte Nachfragen gestellt worden sind“, sagt Lukas Bischof. Das Engagement der Freiburger, so scheint es, trifft einen Nerv.



Bildnachweis: Bachelor Gemeinsam Gestalten, Lukas Bischof

Gemeinsam mehr bewegen – in Freiburg zahlt sich studentisches Engagement aus

am Eingang ihres Instituts auf. Darauf konnte jeder seine Anmerkungen und Wünsche notieren, mit vielen Kommilitonen kam Lukas Bischof ins Gespräch. Bald darauf gründete sich aus der losen Verbindung von Freunden eine Initiative, der mittlerweile 30 Studierende angehören, die sich zum harten Kern zählen. Und die arbeiten engagiert mit: Sie gründeten drei Arbeitsgruppen, die sich mit praktischen Kompetenzen, mit Vielfalt im Studium sowie mit Studienplan und Qualifikationszielen be-

schäftigen. „Bachelor gemeinsam gestalten“ nennen die Freiburger ihre Initiative.

Im Mittelpunkt steht die Vision der Studierenden, wie sie sich optimale Bedingungen im Bachelor vorstellen – überzeugt, dass die neue Studienstruktur viele Freiräume lässt für Ideen. Persönlichkeitsbildung im Studium wünschen sie sich, Freiräume für gesellschaftliches Engagement, Flexibilität für Studierende mit Kindern, persönliche Tutoren für jeden, mehr Bezug auf die Berufspraxis

von Psychologen und auch vermeintliche Kleinigkeiten wie ein Blockseminar zu Gruppenprozessen im Schwarzwald.

Damit sie bei den Gesprächen ihren Professoren auf Augenhöhe begegnen können, lasen sich die Studierenden in den Bologna-Prozess ein, in die Ziele und die Bestimmungen. Und dann legten sie los: Die Mitglieder der Arbeitsgruppe zum Studienplan etwa befragten Psychologen, welche Kompetenzen in ihrer Berufspraxis zentral sind. „Uns selbst fehlt da als »

Studierenden ja noch stellenweise der Überblick“, sagt Bischof – also befragte er mit seinen Kommilitonen zahlreiche praktizierende Psychologen, welches Wissen sie in ihrer täglichen Arbeit brauchen. Aus

ihren Ergebnissen schrieben die Freiburger Studierenden ein so genanntes „Qualifikationszielpapier“ zusammen, das sie ihrer Studiendekanin vorlegten. Die Lehrenden erstellen nun ein eigenes Papier, in das sie

die Wünsche der Studierenden einarbeiten wollen. Die Ergebnisse werden dann in einer gemeinsamen Arbeitsgruppe diskutiert und sollen in den Studiengang einfließen.

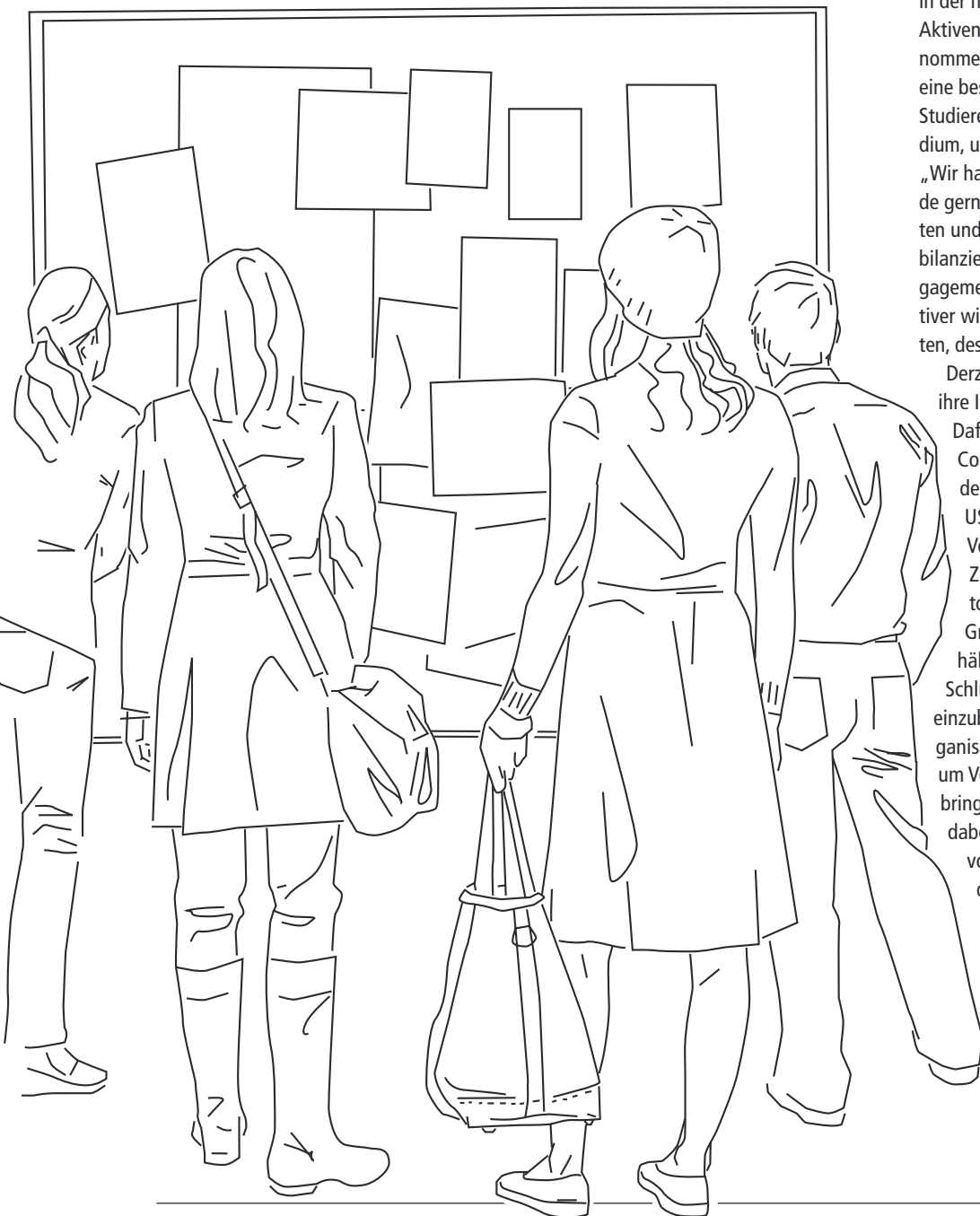
Die Arbeitsgruppe Vielfalt befragte fortgeschrittene Studierende, bei welchen Seminaren sie am meisten gelernt hätten – waren sie vorlesungsbegleitend oder vertiefend, bringen Hausarbeiten mehr oder Tests, kommen Referate von Kommilitonen besser an oder eine größere Rolle des Seminarleiters? Auch die Ergebnisse dieser Mini-Studie sollen in den Studienplan mit einfließen.

Indes ist die Initiative der Studierenden in der nächsten Phase angekommen. Die Aktiven haben sich neue Themen vorgenommen: Um die Mobilität geht es, um eine bessere Integration von ausländischen Studierenden, um den Praxisbezug im Studium, um E-Learning und weitere Bereiche. „Wir haben festgestellt, dass viele Lehrende gern und offen mit uns zusammenarbeiten und dass wir etwas bewegen können“, bilanziert Lukas Bischof das bisherige Engagement – und: „Je länger und konstruktiver wir an dem Reformprozess mitarbeiten, desto ernster werden wir genommen.“

Derzeit sind die Studierenden dabei, ihre Initiative zu professionalisieren.

Dafür setzen sie auf das so genannte Community Organizing, ein Ansatz, der in der Bürgerrechtsbewegung der USA seinen Ursprung hat. Die bessere Vernetzung der Akteure ist dabei das Ziel. Im Zentrum steht ein Organisator, der die verschiedenen beteiligten Gruppen koordiniert, zusammenhält und zugleich versucht, weitere Schlüsselfiguren in das Geschehen einzubeziehen. „So kann eine Bürgerorganisation genügend Macht aufbauen, um Veränderungsprozesse in Gang zu bringen“, sagt Lukas Bischof. Er denkt dabei vor allem an den Wahlkampf von US-Präsident Barack Obama, der ein typisches Beispiel sei für gelungenes Community Organizing. Wenn alles gut läuft, so hoffen die Studierenden der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität, können sie eines Tages sogar einen hauptamtlichen Organisator einstellen, um noch mehr Dynamik in ihre Aktivitäten zu bringen. ■

„Wenn die Hochschulen das richtig anpacken, sind die Reformen im Sinne der Studierenden“



*Voll im Plan: Die Freiburger
Psychologie-Studierenden wollen
ihre Gruppe nach den Regeln des
Community Organizing aufstellen.*





Mehr als nur Soft Skills

An der Universität Potsdam unterrichten Studierende ihre jüngeren Kommilitonen – beide Seiten lernen so jede Menge dazu

„M

anchmal kommt der Sohn des Lateinlehrers in mir durch“, sagt Professor Dr. Norbert Franz lachend. Seinem Lieblingsprojekt merkt man diese Vorliebe gleich an: Docendo discimus heißt es, übersetzt „durch das Lehren lernen wir.“ An der Uni Potsdam verbirgt sich hinter diesen beiden lateinischen Wörtern ein Projekt, in dem Studierende an ihren Schlüsselkompetenzen feilen und ganz nebenbei den jüngeren Kommilitonen eine wirkungsvolle Starthilfe geben.

Dass sich die Studierenden an der Uni Potsdam mit Schlüsselkompetenzen beschäftigen, ist keine ganz neue Entwicklung: Seit der Stifterverband sich vor einigen Jahren erstmals dieses Themas angenommen hat, arbeiten Studierende und Lehrende in Potsdam an konkreten Projekten. Dar- aus ist eine eigene Arbeitsgemeinschaft entstanden. Sie heißt Studiumplus; in ihr läuft alles zusammen, was die Grenzen des reinen fachwissenschaftlichen Studiums sprengt. „Wir setzen auf einen Mix aus Schlüsselkompetenzen, die im Studium wie im späteren Beruf relevant sind, und eine Art Studium Generale zur Erweiterung des Horizonts“, sagt Norbert Franz, der das Studiumplus-Programm leitet.

Die Potsdamer Studienordnung sieht vor, dass alle Studierenden insgesamt 30 Leistungspunkte aus dem Zusatzbereich sammeln. Sie sollen damit ihre wissen- schaftlichen Perspektiven ergänzen, den Blickwinkel erweitern und neue Fertig-

keiten lernen – alles das ist erklärtes Ziel der Universität. Das Angebot der Arbeitsgemeinschaft Studiumplus umfasst Seminare und Kurse, aus denen sich die Studierenden ihr eigenes Programm zusammenstellen; ein Wahlpflichtbereich für sämtliche Studiengänge, die anders als etwa das Lehramtsstudium nicht auf ein konkretes Berufsprofil vorbereiten.

Die Königsdisziplin innerhalb dieses Bereichs ist das Docendo-Discimus-Pro- gramm. Studierende bereiten einen Aspekt aus ihrem Fachbereich auf und planen dazu eigene Lehrveranstaltungen. Heraus kommt eine Art Tutorium, von dem alle profitieren. Die Referenten wiederholen den Stoff auf intensive Weise und trainieren dazu noch in den eigenen Seminaren Rhetorik, Auftreten und Wissensvermittlung – und die jüngeren Studierenden bekommen einen zusätzlichen Überblick über knifflige Fragen ihres Faches.

Damit sie der Aufgabe gewachsen sind, können die studentischen Lehrer zuvor an ihrer Technik feilen: Seminare zu Arbeitsorganisation, zu wissenschaftlichem Schreiben oder zielgerichteter Kommunika- tion gehören zu den Klassikern im Fortbil- dungsangebot der Universität Potsdam. Für einige dieser Kurse werden sogar professio- nelle Schauspieler angeheuert, die mit den Studierenden den sicheren Stand im Raum trainieren und die beste Sprachtechnik.

Den Seminaren liegt ein System zu Grunde, das die Potsdamer als Cafeteria-

Prinzip bezeichnen: Jeder sucht sich selbst Workshops aus den Gebieten aus, in denen er sich verbessern will. Dabei wird er so eng begleitet, dass er regelmäßige Rückmeldungen zu seinem Lernfortschritt bekommt. Wer solche Vorbereitun- gen durchlaufen hat, kann selbst vor seine Kommilitonen treten und sie im Docendo-Discimus-Programm schulen.

„Wir wollen über die bloße Vermitt- lung der Soft Skills hinausgehen“, sagt Initiator Norbert Franz. „Die Studierenden sollen sich ausprobieren, das ist ein we- sentlicher Teil der Persönlichkeitsbildung.“ Die Studierenden, erinnert sich Franz, seien Feuer und Flamme gewesen, als er gemeinsam mit dem AstA und einem ei- gens eingerichteten Gremium die Details des Docendo-Discimus-Programmes erar- beitet hat. Die Begeisterung hält bis heute an, längst gibt es viel mehr Interessenten als Plätze. Dass die Universität so zugleich an günstige Tutoren kommt, sei nur ein Nebeneffekt – zumal die studentischen Lehrer das Tutorienangebot nur ergänzen und keine bestehenden Stellen ersetzen.

„Wir schaffen eine Struktur, in der Engagement belohnt wird“, sagt Norbert Franz. Für ihn persönlich stehe dabei ein Ziel im Vordergrund: Niemand solle nach seinem Studium sagen müssen, dass er an der Universität einfach keine Zeit gehabt habe, sich zu engagieren. ■



*Eigenständigkeit lernen – in der
Wissenschaft und wie hier an der
Potsdamer Uni-Kletterwand*

Bildnachweis: Universität Potsdam, Karla Fritze



Tue Gutes und lerne dabei

Studierende entwickeln Navigationssysteme für Blinde oder ein PR-Konzept für's Programm kino – das Hochschul-Netzwerk „Bildung durch Verantwortung“ verbindet akademische Inhalte mit wohltätigen Zwecken

D

ie Aufgabe hatte es in sich: Eine Kommunikationsplattform im Internet sollten sie programmieren, die Studierenden der Wirtschaftsinformatik. Ein Semester hatten sie dazu Zeit; Auftraggeber war der Politische Salon Essen, eine Initiative, die rund um die Globalisierung informiert. Mit Elan stürzte sich die Gruppe auf die Arbeit, das Projekt wurde rechtzeitig fertig – nicht zuletzt dank der professionellen Anleitung von Professoren der Universität Duisburg-Essen.

An etlichen Hochschulen in Deutschland gibt es ähnliche Konzepte: Studierende arbeiten an einem Projekt für eine gemeinnützige Organisation, angeleitet von einem Wissenschaftler aus ihrem Fachbereich und inhaltlich unterstützt von der Institution. Für das kleine Programm kino ein neues PR-Konzept, für das Krankenhaus eine digitale Datenbank, für einen Blindenverband ein Fußgänger-Navigationssystem – alles das sind Aufgaben, bei denen sich Studierende schon bewährt haben. Service Learning heißt das Konzept, das in den USA eine lange Tradition hat, aber jetzt auch in Deutschland Fuß fasst. Tue Gutes, lerne dabei – und Du bekommst dafür Leistungspunkte im Studium. Das ist, knapp zusammengefasst, der Tenor von Service Learning.

„Der Bologna-Prozess hat uns da mit reingespielt“, sagt Jörg Miller. Der Pädagoge leitet das UniAktiv-Büro an

der Universität Duisburg-Essen. Seit die Studierenden nicht mehr nur Fachkompetenzen anhäufen, sondern sich auch im projektorientierten Arbeiten üben sollen, ist Service Learning ein gefragtes Konzept – und eines, das der häufig beklagten Verschulung von Studiengängen entgegenwirkt. Millers Projekt in Duisburg-Essen ist 2005 als eines der ersten in Deutschland gestartet, mittlerweile haben sich vielerorts ähnliche Ansätze etabliert. Zahlreiche Hochschulen sind im deutschlandweiten Hochschulnetzwerk „Bildung durch Verantwortung“ organisiert, Universitäten ebenso wie Fachhochschulen: neben Duisburg-Essen sind Erfurt, Lüneburg,

Das „Service Learning“ hat in den USA eine lange Tradition

Mannheim, Osnabrück, Saarbrücken und Würzburg dabei, die Aufnahme der Universität Halle-Wittenberg ist schon beschlossen. Zweimal im Jahr treffen sich die Verantwortlichen, um ihre Erfahrungen auszutauschen und neue Ideen zu entwickeln. Und bei fast jedem Treffen ist der Vertreter einer neuen Hochschule mit dabei. „Das Service Learning ist auf dem Vormarsch“, ist Jörg Miller überzeugt: „Für die Studierenden ist das ein großes Plus, und den Hochschulen bietet es strategische Entwicklungsmöglichkeiten.“

Vielorts ist ein dichtes Beziehungsnetzwerk entstanden zwischen der Hochschule und den lokalen Non-Profit-Organisationen. Projektweise arbeiten

diese dann zusammen – die Studierenden können ihr Wissen sinnvoll anwenden, die sozialen Einrichtungen bekommen eine professionelle Leistung, die Lehrenden können ihren Fachbereich einem breiten Publikum vorstellen, denn häufig berichtet die örtliche Presse von den Aktionen – und die Hochschule selbst verliert ihr Elfenbeinturm-Image und öffnet sich nach außen. Eine Situation, in der es nur Gewinner gibt, davon sind die Mitglieder des bundesweiten Netzwerks nach ihren ersten Erfahrungen überzeugt. „Ein Studium zu absolvieren bedeutet ja inzwischen glücklicherweise nicht mehr, einfach nur viel theoretisches Wissen vermittelt zu bekommen“, sagt Jörg Miller. Um eigenen Einsatz geht es, um eigene Einblicke. Und genau die vermittelt ein Projekt wie UniAktiv.

An der Universität in Duisburg-Essen bieten mittlerweile sieben Fachbereiche pro Semester bis zu 15 eigene Seminare aus dem Feld des Service Learning an. Die zentrale Einrichtung vermittelt das didaktische Konzept, Kontakte zu Vereinen oder Organisationen und hilft bei Schwierigkeiten, innerhalb des Projekts haben die Lehrenden und Studierenden aber völlige Freiheit. Deshalb können die Aufgaben passgenau auf den jeweiligen Studiengang zugeschnitten werden – so dass etwa Informatiker komplizierte Webseiten entwickeln, Betriebswirte beim Businessplan helfen und Kommunikationswissenschaftler eine PR-Strategie entwickeln. Wer sich an einem solchen Seminar beteiligt, bekommt dafür Leistungspunkte, die ihn im Studium weiterbringen. Und es ist für die Teilnehmer ein gutes Gefühl: Fast alle angestoßenen Projekte tragen auch nach dem Semesterende noch Früchte, sie werden von den Verbänden weitergeführt. Noch vor einigen Jahren



Bildnachweis: UNIAKTIV

Neugier fördern: Studierende beim Service Learning-Seminar „Art meets Science“

war es für Jörg Miller und sein Team gar nicht so einfach, die Dozenten vom Service Learning zu begeistern. „Wenn sie selbst Interesse an einem Thema haben, dann machen sie aber gerne mit“, hat er beobachtet – und: „Wer einmal dabei war, der bleibt auch meistens dabei.“

Im Service Learning-Netzwerk gibt es neben diesem bildungsorientierten Ansatz noch eine zweite Herangehensweise: Manche Hochschulen setzen auf die soziale Kompetenz und schicken ihre Studierende in Altenheime und Behindertenwerkstätten, damit sie dort bei den alltäglichen Aufgaben mit anpacken. „Grundsätzlich ist jede Einrichtung für solche Kooperationsprojekte geeignet, wenn sie ausreichende Kapazitäten hat, um die Studierenden am Anfang auch anzuleiten“, sagt Gabriele Bartsch. Sie ist Geschäftsführerin von Mehrwert, einer Stuttgarter Firma, die Hochschulen extern bei ihren Service Learning-Konzepten berät. Träger der Agentur Mehrwert sind unter anderem das Diakonische Werk und das evangelische Jugendwerk. Bartsch

kennt deshalb das Innenleben von sozialen Einrichtungen, mit denen die Hochschulen zusammenarbeiten, und fungiert mit ihren Mitarbeitern als Schnittstelle zwischen den beteiligten Partnern.

Viele Hochschulen setzen darauf, dass ihre Studierenden sich selbst ihren Einsatzort organisieren. Wer im Krankenhaus oder im Jugendzentrum vorspricht, lernt schon dabei eine Bewerbungssituation kennen. Und viele finden ganz unerwartet einen Anknüpfungspunkt für ihre Karriereplanung: „Ich erinnere mich an eine Sportstudentin, die sich nach ihrer Zeit in einem Altenheim beruflich auf die Arbeit mit Senioren spezialisiert hat“, sagt Gabriele Bartsch. Und sie erzählt von einer Architekturstudentin: Diese arbeitete in einer Wohngemeinschaft für Demenzerkrankte und bekam mit, wie nachträglich umgebaut werden musste, weil sich die Bewohner in dem offenen Gebäude nicht zurecht fanden. Sie erhielt den Auftrag, diesen Umbau zu dokumentieren. Für viele andere seien die Erfahrungen aus dem Service Learning der erste Anstoß,

sich sozial zu engagieren. Und dieser Impuls, so hoffen die Initiatoren des bundesweiten Netzwerks, bleibt auch noch nach dem Studienabschluss bestehen.

„Wir erreichen mit unseren Projekten auch die Leute, die sich vorher nicht engagiert haben“, hat Jörg Miller von der Universität Duisburg-Essen beobachtet. Er hat schon angehende Betriebswirte erlebt, die plötzlich von ihrem früheren Berufsziel Top-Management abließen und stattdessen eine Karriere in einer Non-Profit-Organisation erwogen haben.

Auf der nächsten Halbjahres-Konferenz des deutschen Hochschulnetzwerks „Bildung durch Verantwortung“, wird wie jedes Mal über die Aufnahmeanträge von weiteren Hochschulen diskutiert. Ein wichtiges Kriterium haben die Mitglieder inzwischen in ihren Statuten verankert: Der Aufnahmeantrag muss vom Präsidium unterzeichnet sein und nicht nur von einem interessierten Fachbereich. „Am wirkungsvollsten lässt sich Service Learning umsetzen“, sagt Jörg Miller, „wenn die gesamte Hochschule an einem Strang zieht.“ ■



Offenheit als Prinzip: Das Zentrale Forum der Universität Regensburg

III. Internationaler studieren

Es ist eines der wichtigsten Ziele der Bologna-Reform: Es soll ein Europäischer Hochschulraum entstehen, in dem die Studierenden überall lernen können, ohne von Landesgrenzen behindert zu werden. Das gemeinsame System der Bachelor- und Masterabschlüsse, die erleichterte Anrechnung von Studienleistungen aus dem Ausland, die bessere Einbindung von Partnerhochschulen in gemeinsamen Studiengängen – alles das sind Meilensteine auf dem Weg zu einer wirklich freien akademischen Welt. Und die deutschen Hochschulen nutzen ihre neuen Freiräume denkbar kreativ.





Zurück zu den Wurzeln

Die Universität Regensburg wirbt um die Kinder von Migranten – und schickt sie zum Austausch in die Heimat ihrer Eltern. So profitieren die Absolventen von ihrem doppelten kulturellen Hintergrund

Der Weg nach Europa

Hinter dem Secondos-Programm steht eine gezielte Internationalisierungsstrategie der Regensburger Universität. Besonders die Länder in Ost- und Mitteleuropa sind dabei im Fokus – schon seit längerem können Studierende in speziellen Programmen eine Zusatzqualifikation zu bestimmten Ländern erlangen. Im Bohemicum werden Sprach-, Kultur- und Landeskenntnisse zu Tschechien vermittelt, im Slowakicum zur Slowakei und in „Ungarisch kompakt“ zu Ungarn. Ähnliche Programme sind für weitere Länder in Planung. Teil der Hochschulstrategie ist auch die Benennung von Internationalisierungsbeauftragten an jeder Fakultät, die beispielsweise für das Secondos-Programm die ersten Ansprechpartner sind.

D

ass sie sich mit der früheren Heimat ihrer Familie beschäftigen will, wusste Stefanie Dolvig schon vor dem Studium. Aus Rumänien sind ihre Eltern in die Nähe von Stuttgart gezogen, sie gehörten dort zur deutschen Minderheit, zu den Banater Schwaben. „Als ich das Angebot der Universität Regensburg gesehen habe, wusste ich sofort, dass das mein Traumstudium ist“, sagt die 21-Jährige. Kurz darauf packte sie ihre Koffer und zog nach Bayern.

„Secondos“ heißt das Programm, das bundesweit einzigartig ist. Es richtet sich an Studierende aus Familien, die einen heimatischen Bezug in die Länder Mittel- und Osteuropas haben – sei es, dass ihre Eltern dort zur deutschen Minderheit gehören, sei es, dass sie aus anderen Gründen nach Deutschland ausgewandert sind. „Mit ihrem doppelten kulturellen Hintergrund haben diese Studierenden ein besonderes Potenzial“, sagt Lisa Unger-Fischer, die das Programm betreut. „Wir möchten dabei helfen, dieses Potenzial auch zu nutzen.“ Genauso, wie es die Bezeichnung Secondos nahelegt: Sie ist in der Schweiz entstanden und steht für die Kinder von Zuwanderern; für jene, die in zweiter Generation in einem neuen Land leben.

Das Regensburger Konzept ist für die Studierenden denkbar einfach gestaltet: Das erste Studienjahr verbringen sie in Regensburg, das zweite an einer Partnerhochschule im Ausland, das dritte dann

wieder an der Alma Mater – fertig ist der dreijährige Bachelor. Das besondere daran ist, dass dieses Angebot für alle Fächer gilt, die nach dem gestuften Studiensystem aufgebaut sind. Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaftler können sich gleichermaßen für das Secondos-Programm entscheiden.

In ihrem ersten Jahr nehmen die Studierenden an ergänzenden Seminaren teil. Das sind Veranstaltungen, die sie auf ihr Jahr im Ausland vorbereiten – Landes- und Kulturkunde gehört zum Pensum, ebenso aber auch intensiver Sprachunterricht. „Viele haben zwar zu Hause die Sprache mit ihren Eltern gesprochen, aber sie haben keine Erfahrungen im Lesen und Schreiben. Deshalb ist die sorgfältige Vorbereitung entscheidend für das Gelingen des Auslandsaufenthaltes“, sagt Lisa Unger-Fischer.

Für das Angebot an diesen zusätzlichen Seminaren kann die Regensburger Universität aus dem Vollen schöpfen. Seit Jahren schon spezialisiert sie sich auf die Länder im Osten Europas und hat ein regelrechtes Kompetenzzentrum aufgebaut mit Lehrpersonal, Bibliotheken und Sprachkursen. Diese lange Erfahrung kommt den Secondos-Studierenden jetzt zu Gute. „Wir können effizient auf das vorhandene Know-How zurückgreifen“, lobt Studiengangs-Koordinatorin Unger-Fischer. Unterstützung kommt von Professoren aus allen Fachgebieten. Auch dabei ist die strategische Lage Regensburgs von Vorteil: Beinahe alle Fakultäten unterhalten ohnehin schon enge Kontakte zu mittelosteuropäischen Partnerhochschulen und waren deshalb von vornherein offen für das Secondos-Programm.

Bislang können die Studierenden für ihr Auslandsjahr zwischen zwei Universitäten wählen, entsprechende Abkommen gibt es mit dem rumänischen Cluj (Klausenburg) und dem ungarischen Pécs. „Bei den Verhandlungen für unser gemeinsames Studienprogramm waren viele Professoren dabei. Sie waren begeistert von den Studienbedingungen und von der Qualität der Partnerunis“, sagt Unger-Fischer.

Derzeit arbeiten die Regensburger an einer Ausweitung des Projekts. Angestrebt sind sieben Partnerhochschulen, an denen die deutschen Studierenden dann ihr Auslandsjahr verbringen können.



Bildnachweis: Axel Reitzsch, Michael Mitrenga, Universität Regensburg

Raus in die Welt: Secondos heißt das Programm der Regensburger

Gespräche mit Russland, Kroatien, Polen, Tschechien, der Slowakei und der Ukraine laufen bereits. Die Abstimmungen müssen eng sein, denn die Absolventen bekommen zwei Bachelor-Zeugnisse – eines aus Deutschland und eines aus dem Land, in dem sie ihr Secondos-Jahr verbracht haben. Ein solches Studienangebot sei ohne die Bologna-Reform gar nicht möglich gewesen, heißt es an der Regensburger Universität: Erst die Ver-

Lisa Unger-Fischer an, um sich näher zu erkundigen – ohne dass die Universität die Werbetrommel für das Secondos-Programm rühren musste. „Das waren Abiturienten aus dem ganzen Bundesgebiet, die für ihr Studium nach Regensburg kommen wollen“, sagt Unger-Fischer.

Die Studierenden haben zumeist eine Gemeinsamkeit, hat sie beobachtet: In der Kindheit war der binationale Hintergrund oft schwierig. Manche wurden gehänselt,

jedes Jahr nach Rumänien gefahren, um das Land ihrer Vorfahren kennenzulernen. „Ich fühle mich dort zu Hause“, sagt sie, obwohl sie selbst noch nie für längere Zeit in Rumänien gelebt hat. Das schöne am Secondos-Programm sei, dass sie an der Universität gleich eine Gruppe von Gleichgesinnten getroffen hat. Dadurch fällt ihr sogar das harte Lernpensum leichter, das sie in ihrem ersten Studienjahr leisten muss: Weil ihre Eltern zur deutschen Minderheit gehören, hat sie sich mit ihnen nie auf rumänisch unterhalten. Außer den Grußformeln, erzählt sie, kenne sie von der Sprache fast nichts. Ein Defizit, das sie innerhalb der ersten zwei Semester aufholen will – „die Motivation für den Sprachunterricht ist gewaltig, wenn man so ein Ziel vor Augen hat“, sagt sie.

Was sie nach dem Studium machen möchte? Darüber hat Stefanie Dolvig noch gar nicht so genau nachgedacht. Ein paar Jahre in Rumänien zu arbeiten, das könne sie sich gut vorstellen, sagt sie. Und bei einer Organisation oder einem Verband, der sich um die rumänisch-deutsche Zusammenarbeit bemühe. Ohne das Secondos-Programm jedenfalls, da ist sie sich sicher, hätten sich viele dieser Optionen für sie gar nicht geboten. ■

Das Erfolgsrezept: Zwei Jahre in Regensburg, ein Jahr in Mitteleuropa

gleichbarkeit der Studienangebote an den Partnerhochschulen und die vereinfachte Anrechnungspraxis mit den einheitlichen Leistungspunkten für Seminare, Vorlesungen und Klausuren hat den Weg bereitet.

Bei den Studierenden haben die Regensburger mit ihrem neuen Programm offene Türen eingerannt: Gleich nach der Ausschreibung riefen innerhalb weniger Wochen dutzende Interessenten bei

andere stellten sich früh die Frage nach der eigenen Identität. „Jetzt auf einmal wird die Last von einst zu einer Chance, die sie vielen Altersgenossen voraus haben“, sagt Unger-Fischer. Das hat auch Stefanie Dolvig erlebt, die Studentin mit rumänischen Wurzeln. „Ich habe bislang niemanden kennengelernt, der eine ähnliche Geschichte hat wie ich oder ähnliche Wurzeln“, sagt sie. Zuletzt ist sie mit ihrer Familie



Mehr Luft für den Bachelor

Die Universität Tübingen verlängert die erste Studienphase um zwei Semester – und schafft ihren Studierenden damit mehr Freiräume für Auslandsaufenthalte und fachliche Vertiefungen

„W

ir wollten im Studium mehr Freiraum schaffen“, sagt Professorin Dr. Stefanie Gropper. Sie ist Prorektorin für Studierende, Studium und Lehre an der Eberhard Karls Universität Tübingen und steht hinter einem Vorstoß, der sich an ihrer Universität schnell bewährt hat: Die Bachelor-Studiengänge können künftig um ein Jahr verlängert werden, die Studierenden machen dann erst nach vier Jahren ihren Abschluss. Die gewonnene Zeit können sie nach eigenem Gusto einsetzen – für einen Auslandsaufenthalt, für Praxiserfahrungen oder für eine fachliche Vertiefung.

In Physik und Psychologie gibt es die verlängerten Bachelor-Programme schon. „Uns ist wichtig, dass jeder Fachbereich selbst entscheiden kann, wie lang das Bachelorstudium dauern soll“, sagt Gropper: „Für manche Fächer bringen die vier Jahre einen Vorteil, andere kommen bestens mit den bisherigen drei Jahren aus.“ Eine Änderung in der Rahmenordnung hat den Weg frei gemacht für die neue Flexibilität. In Gesprächen mit den Fachbereichen und mit Studierenden ist die Idee dazu entstanden – auf Anregung von allen Beteiligten, wie Stefanie Gropper betont: „Diese Lösung ist im Sinne aller, davon bin ich überzeugt.“

Grund für die Verlängerung des Bachelorstudiums war eine statistische Delle: Immer weniger Studierende bewarben sich für das Erasmus-Programm, die Nachfrage nach Austausch-Plätzen bei Hochschulpart-

nerschaften ging rapide zurück und auch das Engagement neben den universitären Pflichtveranstaltungen ließ nach. Es war das Tief, das viele Hochschulen unmittelbar nach der Umstellung auf Bachelor und Master zu spüren bekommen haben, weil die Studierenden getrieben waren von der Sorge, dass sie dann ihr Programm nicht mehr in der vorgesehenen Zeit schaffen. „Wir haben uns entschieden, das Problem offensiv anzugehen“, sagt Stefanie Gropper.

Bei den Studierenden kommt der verlängerte Bachelor-Zyklus gut an. Das zusätzliche Jahr können sie nach ihren eigenen Vorstellungen gestalten. Als Mobilitätsfenster werden die beiden Semester in der Studienordnung bezeichnet, und die Mobilität lässt sich in vielerlei Hinsicht verstehen.

Der klassische Weg ist ein Auslandsaufenthalt. Wer zwei Semester an einer fremden Universität verbringen möchte,

„Das zusätzliche Jahr stärkt unser Profil als Forschungsuniversität“

muss dafür nicht sein Studium verlängern, denn die Leistungspunkte aus dem Ausland sollen großzügig angerechnet werden. Die meisten Studierenden gehen über das Erasmus-Programm an eine andere Hochschule oder suchen sich eine der Partneruniversitäten für ihr Studium aus.

Eine andere Möglichkeit, das Mobilitätsfenster zu nutzen, sind Praktika. „Wir haben von potenziellen Arbeitgebern oft die Kritik gehört, dass in einem sechssemestrigen

Bachelor kein Raum für zusammenhängende praktische Erfahrungen gewesen ist“, sagt Stefanie Gropper. Und häufig sind gerade in den Naturwissenschaften aus diesen Betriebspraktika die Themen für die Abschlussarbeiten hervorgegangen. Für die Tübinger Physiker war das ein ausschlaggebender Grund für die Verlängerung ihres Studiengangs. Ein fünfwöchiges Berufspraktikum findet jetzt in dem längeren Bachelor-Programm problemlos seinen Platz.

Die dritte Option neben Auslandsaufenthalt und Praktikum ist es, das zusätzliche Jahr für eine fachliche Vertiefung zu nutzen. Das kann an einer anderen deutschen Universität geschehen, wenn die einen Schwerpunkt anbietet, den es in Tübingen nicht gibt. Viele Studierende nutzen aber auch die Chance, sich gezielt Themen aus einem anderen Fachbereich zu erschließen. „Wir bieten die Möglichkeit zu einer individuellen Interdisziplinarität“, sagt Professorin Stefanie Gropper. Ermöglicht wird diese persönliche Wahlfreiheit dadurch, dass die Fachbereiche in dem Mobilitätsfenster auch fremde Leistungspunkte großzügig anerkennen. Für 60 Leistungspunkte – das entspricht dem Soll von zwei Semestern – gibt es keine klaren fachspezifischen Vorgaben.

Die ersten Erfahrungen haben die Lehrenden von der Universität Tübingen verblüfft: Die Studierenden nutzen ihre neue Freiheit ausgesprochen kreativ und bauen sich individuelle Programme zusammen – manche wählen eine Kombination aus Fachstudium an einer ausländischen Universität mit angeschlossenem Praktikum in einem fremden Land, andere verbinden eine fachliche Spezialisierung in Deutschland mit einem Semester jenseits der Grenze.

Diese Vielfalt hat dazu geführt, dass viele Studierende nach dem Bachelor-Abschluss einen fachfremden Master wählen. Sie entscheiden sich also für eine andere Fachrichtung, auf die sie sich während ihres

Mobilitätsfensters in interdisziplinären Seminaren schon vorbereiten können.

„Dieses eine zusätzliche Jahr im Bachelor stärkt unser Profil als Forschungsuniversität“, sind die Tübinger überzeugt. Wegen der fachlichen Vertiefungsmöglichkeiten könnten die Studierenden schon während der Bachelor-Phase besser in die wissenschaftliche Arbeit einsteigen. Die Rolle des Bachelors werde dadurch gestärkt, auch nach außen hin könne man noch deutlicher signalisieren, dass er ein vollwertiger Studienabschluss ist. „Damit stellen wir keinesfalls die Stufung in Bachelor und Master in Frage“, betont Stefanie Gropper: „Aber wir vermeiden einfach die organisatorischen Schwierigkeiten, die bei uns gerade am Anfang aufgetreten sind.“

Der verlängerte Bachelor wirkt sich unmittelbar auf die konsekutive Masterphase aus: Statt der bisher vier bleiben dann nur noch zwei Semester übrig, um den zweiten Studienabschluss zu erreichen. Das setzt ein neues Konzept auch für den Master voraus. Denn: Wer von einer anderen Hochschule mit seinem dreijährigen Bachelor-Abschluss nach Tübingen wechselt, muss sich ebenfalls integrieren können. Diese Schwierigkeit haben die Psychologen und Physiker mit einem breiten Angebot an Brückenkursen gemeistert. Mit einem speziellen Seminarangebot werden die neuen Studierenden auf den Wissensstand der Tübinger Absolventen gebracht, die schon ein Jahr länger in ihrem Fach studiert haben.

Die ersten Erfahrungen mit der verlängerten Bachelor-Phase seien gut, das versichern alle Beteiligten in Tübingen. Derzeit sieht es so aus, als mache das Beispiel der Psychologen und Physiker innerhalb der Universität Schule: Die Amerikanisten, Judaisten, Computerlinguisten und Medienwissenschaftler bereiten derzeit ihre Umstellung vom dreijährigen auf den vierjährigen Bachelor vor. ■



Bildnachweis: Antonie Knerim / Universität Tübingen

Lernen an der Sonne: Studentenleben in Tübingen



Der Traum von Burkina Faso

International war die Freie Universität in Berlin schon lange – und umso stärker spürt sie die Veränderungen durch die Bologna-Reform. Der Austausch ist einfacher geworden, aber dafür werden die Studierenden immer anspruchsvoller



Am Anfang seiner Karriere tingelte Günter Schepker noch durch Amerika. „Von Hochschule zu Hochschule bin ich gezogen und habe Werbung gemacht für unsere Universität. Aber viel geholfen hat das nicht: Eine Partnerschaft mit einer deutschen Hochschule, das kam für die meisten nicht in Frage.“ Schepker leitet das Auslandsamt der Freien Universität Berlin (FU), seit 30 Jahren ist er auf diesem Posten – und hat seine anfänglichen Erfahrungen inzwischen gut verdaut: „Heute können wir uns vor Anfragen aus aller Welt kaum noch retten.“

Seit Jahrzehnten setzt die Freie Universität auf internationale Partnerschaften – eine besondere Verpflichtung am Standort in der deutschen Hauptstadt. Deshalb war es für die Mitarbeiter der Universität eine große Herausforderung, sich auf die Bologna-Reform einzustellen. „Wir hatten ja schon viele bestehende Austauschprogramme, die wir erst an die neuen Maßgaben anpassen mussten“, sagt Professorin Dr. Christine Keitel-Kreith, die Vizepräsidentin für Lehre. „Das hat uns zunächst einmal viel zusätzliche Arbeit bereitet.“ Inzwischen aber zeigt sich, dass die Reformen in vielerlei Hinsicht die Arbeit mit den ausländischen Hochschulen erleichtert haben.

Das hat Professor Dr. Matthias Hüning selbst erfahren. Er hat einen Lehrstuhl in Niederländischer Philologie und war lange Jahre Studiendekan bei den Geisteswis-

senschaftlern. Ein Ziel seiner Fakultät war es schon lange, ein gemeinsames Studienprogramm mit einer niederländischen Hochschule auf die Beine zu stellen. Die Bologna-Reform war dann der Anlass dazu: „Wir haben uns entschieden, die Veränderungen offensiv anzugehen. Wir wollten versuchen, die Vorteile für uns zu nutzen“, sagt Hüning. Mit seinen Kollegen sprach er die Universität in Amsterdam an – und gemeinsam begannen die Verhandlungen über einen Double Degree-Masterstudiengang. Wer sich dafür einschreibt, verbringt einen Teil seines Studiums in Berlin, den anderen in Amsterdam und bekommt schließlich ein Abschlusszeugnis von beiden Hochschulen. „Wir haben ein halbes Jahr lang zähe Gespräche geführt, bis wir das Programm

„Erhebliche Vorteile für den Austausch mit Hochschulen außerhalb Europas“

in allen Punkten abgestimmt hatten“, erinnert sich Hüning. Immer wieder haben unterschiedliche Vorgaben auf beiden Seiten dafür gesorgt, dass sich die Abstimmungen in die Länge gezogen haben.

Wenn Dr. Sabine von Oppeln diese Geschichte hört, dann muss sie schmunzeln. Sie lehrt am Otto-Suhr-Institut der FU und ist Experte für die akademischen Kontakte nach Frankreich. Aus den 80er

Jahren stammt bei den Politologen die Idee zu einem solchen Double Degree-Programm mit dem renommierten Institut d'études politiques de Paris (Sciences Po).

„Ich hätte mir damals gewünscht, wir hätten die Absprachen innerhalb eines halben Jahres treffen können“, sagt sie. Bei ihr dauerte es wesentlich länger: 1987 begannen die Sondierungsgespräche, die ersten Studierenden konnten sich 1991 in das Programm einschreiben. „Wir hatten eine absolute Pilotrolle für solche doppelten Abschlüsse“, erinnert sich von Oppeln: „In den Gesprächen haben wir sogar darum gefeilscht, welche Kleidung die Studierenden in Frankreich tragen mussten, so detailliert waren die Vorgaben.“ Immerhin hat sich das Austauschprogramm bewährt, bis heute gibt es den inzwischen mehrfach reformierten und an die Bologna-Struktur angepassten gemeinsamen Studiengang – „und die Sciences Po“, unterstreicht von Oppeln, „verfolgt mittlerweile eine dezidierte Internationalisierungsstrategie mit einer Vielzahl von Double Degree-Programmen.“ Wie viel einfacher dank der neuen, internationalen Regeln ein solches Abkommen geworden ist, hat Sabine von Oppeln unlängst selbst festgestellt: Sie leitet ein gemeinsames Programm der Berliner mit der Pariser Management-Schmiede HEC, das jetzt erst startet – und diesmal ging die Vorbereitung wesentlich schneller über die Bühne als bei den vierjährigen Mammut-Verhandlungen zum ersten Kooperationsprojekt. Das neue Programm hat sich schon in den ersten Monaten bewährt: Das Interesse der Bewerber ist weitaus höher als die Zahl der Studienplätze. „Wir stellen immer wieder fest“, sagt von Oppeln, „dass Studierende aus ganz Deutschland eigens für dieses Angebot zu uns an die Freie Universität kommen.“



Bildnachweis: David Ausserhofer

Wie ein Raumschiff: die philologische Bibliothek der Freien Universität Berlin

Ähnliche Erfolgsgeschichten mit solchen Double Degree-Programmen gibt es nicht nur in der Politikologie und der Niederlandistik, sondern fast flächendeckend in den Fachbereichen. Und: Es sind nicht nur Nachbarländer, mit denen der Austausch funktioniert. Mit Moskau etwa unterhält die Berliner Universität enge Beziehungen, es gibt Stipendienprogramme für Australien, Taiwan, Kanada, die USA, Peru und etliche weitere Länder. „Gerade für den Austausch mit außereuropäischen Hochschulen hat uns der Bologna-Prozess erhebliche Vorteile gebracht“, sagt Günter Schepker, der Leiter des Auslandsamtes. Oft sind es keine Double Degree-Programme, die mit diesen Ländern vereinbart sind, sondern ein klassischer Auslandsaufenthalt. Die Bachelor- und Masterstruktur sei international besser verständlich als das

frühere System, und auch die Anrechnung sei inzwischen kein Problem mehr; meistens gingen die Professoren sehr großzügig mit den akademischen Leistungen um, die ein Student im Ausland erbracht hat.

„In den vergangenen Jahren sind die Austauschprogramme viel stärker in die Breite gegangen“, sagt Günter Schepker. Nicht mehr nur wenige Trendsetter gingen ins Ausland, sondern eine immer größere Gruppe von Studierenden – auch, wenn es bisweilen nur ein Semester ist. Auf die häufig kürzere Studiendauer haben sich Schepker und seine Kollegen schon eingestellt: Viele Programme sind inzwischen auf den Wunsch der Studierenden zugeschnitten, nur für ein Semester ins Ausland zu gehen. „Wir merken oft, dass die Interessenten heute viel genauer wissen, was sie wollen“, sagt Schepker:

„Sie achten stärker darauf, was ihnen ein Auslandsaufenthalt in akademischer Hinsicht bringt und sie wollen vorher Gewissheit darüber haben, welche Seminare und Vorlesungen an einer ausländischen Universität ihnen anschließend für das Studium in Deutschland weiterhelfen.“

Wer nicht über ein solches strukturiertes Programm ins Ausland will, ist bei Günter Schepker und seinen Kollegen aber auch gut aufgehoben. Wer etwa einfach das akademische Leben in einem bestimmten Land erkunden möchte, für den gibt es Studienplätze ohne enge programmatische Anbindung. „Wir wollen die Studierenden nicht einschränken, das wäre ja auch nicht im Sinne des Bologna-Prozesses“, sagt Schepker: „Jeder kann nach Burkina Faso gehen, wenn das sein großer Traum ist. Und wir werden ihm dabei helfen.“ ■

Strategische Lage

Ihre Vorteile im Dreiländereck an der Grenze von Deutschland, Belgien und den Niederlanden spielt die FH Aachen geschickt aus. Selbst ein Dreifach-Programm gibt es, in dem die Studierenden drei Länder kennenlernen und drei Hochschulen

W

enn Nathalie Kanj sich vor ihrem Büro ins Auto setzt und in Richtung Südwest fährt, ist sie nach nicht einmal acht Kilometern in Belgien. Führt sie nach Nordwest, überquert sie nach fünf Kilometern die niederländische Grenze. „Die Lage hier im Dreiländereck ist für uns eine Verpflichtung“, sagt Kanj, die stellvertretende Leiterin des Akademischen Auslandsamtes der Fachhochschule Aachen. Abkommen mit ausländischen Universitäten gehören schon seit Jahren zum Kern des Aachener Studienangebots.

„Die Studierenden, die zu uns in die Beratung kommen, planen mit größter Selbstverständlichkeit ein Auslandssemester ein“, sagt Nathalie Kanj. Dieses Selbstbewusstsein sei neu, eine Entwicklung der vergangenen Jahre. Sie ist sich sicher, dass die zahlreichen Partnerschaftsprogramme dazu beigetragen haben: Die Maschinenbauer an der FH etwa hatten schon lange vor dem Bologna-Prozess Doppeldiplome im Angebot – ein Programm mit Frankreich, eines mit den Niederlanden. Bei den Wirtschaftswissenschaftlern gibt es seit Jahren sogar ein Programm, in dem die Studierenden innerhalb von drei Jahren in drei Ländern und drei Sprachen studieren und am Ende zwei akademische Abschlüsse erhalten. „Wir sind immer bemüht, neue Kooperationen einzugehen und damit unseren Studierenden den Weg

ins Ausland zu erleichtern“, sagt Kanj. Erst im vergangenen Dezember wurde ein Doppelmasterabkommen mit der renommierten HEC Management School der Université de Liège unterzeichnet.

Neu sind auch Promotionsprogramme mit ausländischen Hochschulen – eine Besonderheit für eine deutsche Fachhochschule. Die belgischen Universitäten in Hasselt und in Limbourg sind als Partner mit im Boot und vergeben den Dokortitel, den die Aachener selbst nicht verleihen dürfen. Ähnliche Abkommen wurden etwa mit der Universität in Bologna und der Universität in Brüssel beschlossen. Oft kommt es vor, dass Studierende mit Sonderwünschen ins akademische Auslandsamt kommen. „Ich habe zum Beispiel festgestellt, dass immer wieder Design-Studenten nach einem Studium in Eindhoven gefragt haben“, sagt Nathalie Kanj. Mit der dortigen Hochschule hatten die Aachener noch kein Kooperationsprogramm. Wegen der vielen Nachfragen allerdings organisierte Kanj mit ihrem Team innerhalb kürzester Zeit eine Zusammenarbeit mit den Niederländern: Sie sprach mit den Aachener Professoren aus dem Fachbereich Gestaltung, nahm Kontakt mit ihren Kollegen in Eindhoven auf – und schon gibt es ein gemeinsames Abkommen. „Solche unbürokratischen, schnellen Lösungen haben wir schon öfter auf die Beine stellen können“, sagt sie.

Der Bologna-Prozess habe ihr die Arbeit deutlich erleichtert. Die gemeinsamen Standards wie etwa die ECTS-Kreditpunkte und das Diploma Supplement – jenes internationale Zeugnis, das die Studierenden zu ihrem deutschen Abschluss dazu bekommen – hätten den Kontakt mit ausländischen Hochschulen zu einem Selbstläufer gemacht. Viele Kooperationen mit Ländern außerhalb Europas seien wegen der Bachelor- und Masterstruktur nun problemlos möglich. Die Aachener arbeiten etwa mit Australien eng zusammen, mit Namibia, Jordanien und vielen weiteren Ländern. Und wer sein Studienvorhaben vor seinem Auslandsaufenthalt mit einem Professor abspricht, kann sich sein Austauschsemester erleichtern. „Mit mangelndem Anerkennungswillen“, sagt Nathalie Kanj, „haben wir hier überhaupt kein Problem.“

Die sichtbaren Erfolge der Internationalisierungsstrategie erfreuen besonders Professor Helmut Jakobs, den Prorektor für Lehre und Studium der Aachener Fachhochschule. Ein jährlicher internationaler Tag wird ab 2010 noch mehr Lust auf das Ausland wecken. Und die FH macht sich zugleich fit für Bewerber, die für ein Studium nach Deutschland kommen: Dazu hat die FH Aachen ein eigenes Freshman-Institut gegründet, das auf dem Campus in Jülich seinen Sitz hat. „Damit zielen wir besonders auf die Studierenden- >>



Bildnachweis: FH Aachen / Jeanne Püttmann

*Repräsentativ: Kunstprojekt an
der Fachhochschule Aachen*

den aus China, Südostasien und Indien, die wir so besser rekrutieren können“, sagt Jakobs. „Und natürlich bereiten wir sie in einem Freshman Year auf ihren Aufenthalt an unserer Hochschule vor.“

Der Bologna-Reform gegenüber war die FH Aachen von Anfang an aufgeschlossen. Schon früh begannen die Fachbereiche mit der Modularisierung, zudem beteiligte sich die Hochschule an Modellprojekten zur Umsetzung der Reformen. Dieses selbst geschaffene Know-How hat

die Grundlage gelegt für die erfolgreiche Internationalisierungsstrategie und viele andere Bereiche des Strukturwandels, den die FH durchgemacht hat. Bologna-Expertin der Hochschule ist Margret Schermutzki, die den Prozess seit 1999 begleitet. „Natürlich hatten wir anfangs mit vielen Problemen zu kämpfen, weil sich ja noch niemand mit den Reformen wirklich auskannte“, räumt Schermutzki ein. Die Mühe aber habe sich gelohnt: „Unsere FH hat sich seither spürbar verändert. Alle schauen jetzt mehr auf die Studierenden und achten auf gute Bedingungen in den Studiengängen“, sagt sie. Heute leitet Schermutzki den Bereich Akkreditierung und Bologna innerhalb der Zentralen Qualitätsentwicklung der FH Aachen.

Mit zwei neuen Ansätzen führt sie die Reformen fort. In einem Gemein-

Investition in gute Lehre

„Was gut ist an Bologna, aber nichts Neues, ist die Kompetenzorientierung!“ Dr. Michael Heger sitzt in seinem Büro an der Fachhochschule Aachen, von seinem Schreibtisch aus hat er die Leinwand im Blick, auf die ein Beamer mannsgroß Diagramme und Statistiken wirft. Die Leinwand passt ihm besser ins Konzept als ein einfacher Bildschirm, viel plastischer kann er darauf zeigen, worauf es ihm ankommt. Es sind Zahlen zur Hochschuldidaktik, die vor seinem Schreibtisch auflimmern; zu jenem Feld, in dem Michael Heger schon seit mehr als 30 Jahren forscht und arbeitet.

Kompetenzorientierung – das Stichwort ist ihm wichtig, es ist der Kern einer Philosophie, die er seit Jahrzehnten schon verfolgt und in die Hochschulen zu tragen versucht. Die Studierenden stärker in den Mittelpunkt stellen, lebendiger lehren, die Zuhörer in den Seminaren mit einbeziehen, das sind seine immer wiederkehrenden Merksätze. Er verbreitet sie auf Fortbildungen für Professoren und wissenschaftliche Mitarbeiter, auf Fachtagungen und Strategiesitzungen seiner Hochschule.

Meistens sitzen die Lehrenden vor dem Beamer im Büro von Michael Heger. Wer neu berufen wird, wird bei ihm in Einzelsitzungen in die Feinheiten der Hochschuldidaktik eingeführt, gemeinsam entwickeln sie etwa eine musterhafte Lehrveranstaltung. Und sie werten die Rückmeldungen aus, die Studierende zu einer ersten Veranstaltung gegeben haben. Diese Evaluation ist eines der wichtigsten Instrumente für Michael Heger. „Das ist angewandte Hochschuldidaktik“, sagt er – und stöbert in seinem Computer nach alten Statistiken. Für jedes Seminar, für jeden Lehrenden archiviert er die Ergebnisse der Evaluation über Jahre hinweg, eine spezielle Software überträgt die Daten in Diagramme, auf denen sich Verbesserungen und Verschlechterungen minutiös nachvollziehen lassen. „Wenn eine Veranstaltung schlechter bewertet wird als früher oder ein Dozent von den Studierenden kein zufriedenstellendes Feedback bekommt, dann werden diese Lehrenden von den Fachbereichen zu mir zur Beratung vermittelt“, sagt Michael Heger. Er erzählt von einer Dozentin, die bei den Erstsemestern schlecht abgeschnitten hat, mit einer ähnlichen Veranstaltung bei Drittsemestern aber sehr positiv bewertet worden ist. „Wir haben uns zusammengesetzt und es kam raus, dass sie bei den jungen Studierenden noch zuviel vorausgesetzt hatte, was erst in anderen Modulen in späteren Semestern vermittelt wird“, sagt Heger – ein Problem, das schnell gelöst werden konnte.

Für die besten Veranstaltungen hat die FH Aachen neuerdings einen Preis ausgeteilt, verbunden mit einer Lehrprämie. In der Spitzengruppe dabei zu sein, lohnt sich für die Professoren: Im vergangenen Jahr hat die Hochschule 100.000 Euro für die besten fünf Prozent der Dozenten ausgeschüttet.

„Heute schauen alle mehr auf gute Bedingungen für die Studierenden“

schaftsprojekt mit der Aachener RWTH wurde das Instrument „StOEHN“ entwickelt – eine Abkürzung für „Studentische Online Workload Erfassung der Aachener Hochschulen“. Der Gedanke hinter StOEHN ist einfach: Wieviel Arbeit ein Studierender in ein Seminar steckt, ist nach der Bologna-Reform dafür ausschlaggebend, wie viele Punkte er damit für seinen Abschluss sammelt. Bislang allerdings wird diese Arbeitsbelastung meistens im Voraus geschätzt – und das soll sich jetzt ändern. Im Internet können die Studierenden selbst ausfüllen, wieviel Zeit sie für ihr Studium tatsächlich aufwenden, sowohl in den Seminaren als auch am heimischen Schreibtisch bei der Vor- und Nachbereitung. Wenn sich herausstellt, dass eine Veranstaltung aufwändiger ist als ursprünglich geplant, lässt sich das dank StOEHN schnell korrigieren.

Seit einigen Semestern gibt es an der FH Aachen zudem ein professionelles



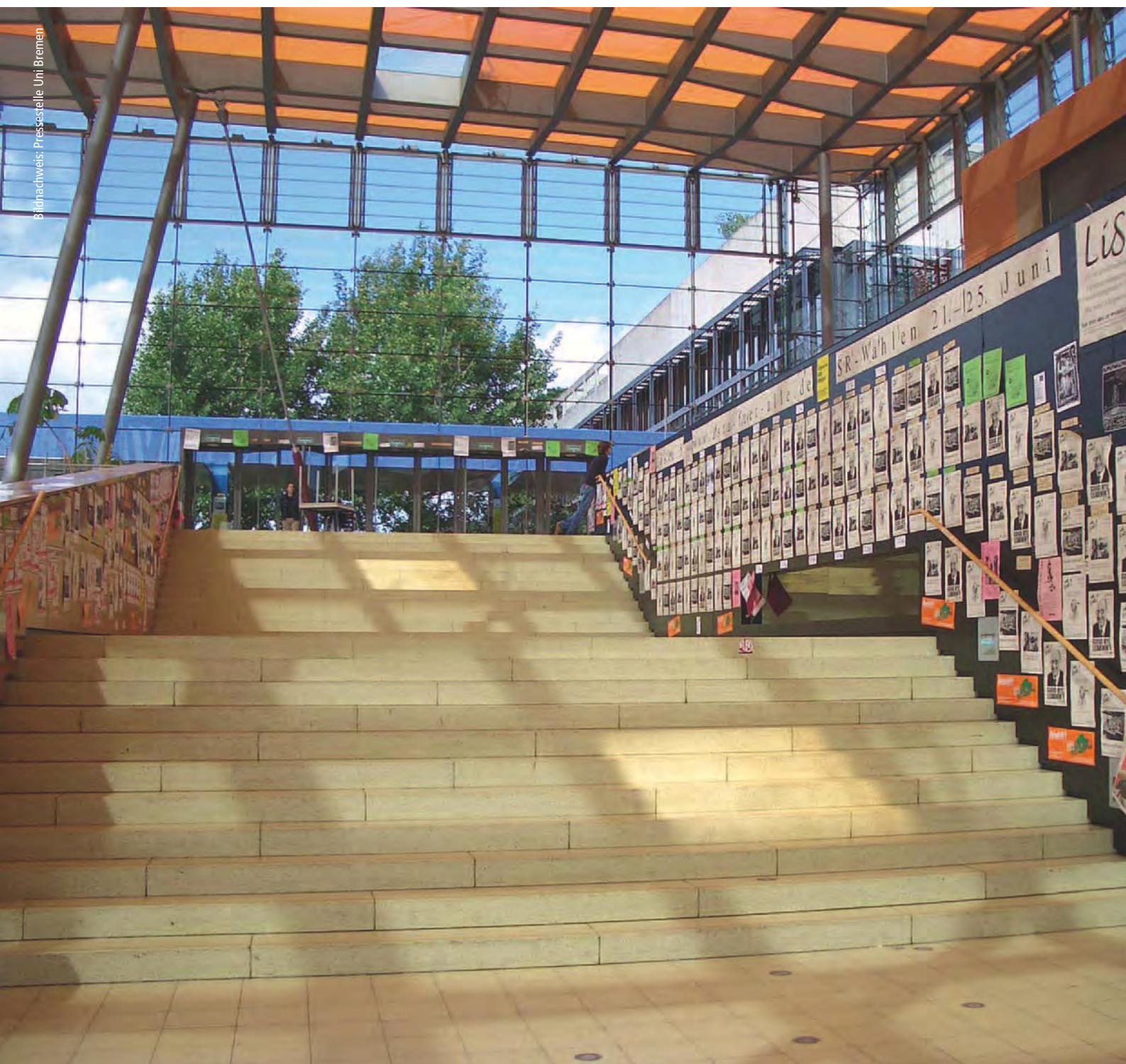
Bildnachweis: FH Aachen / Prof. Baumann

Hautnahe Erfahrungen: Angehende Biotechnologen aus Aachen auf Exkursion

Beschwerdemanagement, das ebenfalls die Studiengänge verbessern soll. Schermutzki und ihre Mitarbeiterinnen dienen dabei als Vermittler zwischen den Fachbereichen und den Studierenden – und ihre Dienste werden gerne in Anspruch genommen. „Wir haben sogar schon morgens einen Zettel mit einer Beschwerde vorgefunden, den jemand bei uns unter der Tür durchgeschoben hat“, sagt Schermutzki. Die Anonymität sei für die Beschwerdeführer oftmals ein wichtiges Kriterium, schließlich wollen sie

es sich an der Hochschule mit niemandem verderben. Die Erfolgsbilanz könne sich sehen lassen, sagt Margret Schermutzki: „Im kollegialen Gespräch mit den Fachbereichen oder einem bestimmten Lehrenden sind die meisten Probleme schnell gelöst.“ Ohnehin beträfen viele Beschwerden aber nicht ein Seminar oder eine Vorlesung, sondern seien allgemeiner Natur: Baulärm vor dem Fenster des Hörsaals etwa oder eine Preiserhöhung in der Cafeteria gehören zu den Dingen, die in der Vergangenheit moniert worden sind.

Diese langjährigen Erfahrungen der Aachener Fachhochschule mit der Bologna-Reform haben sich längst auch international herumgesprochen: Als Teil eines Twinning-Projekts berät Margret Schermutzki inzwischen ihre Kollegen im Ausland bei der Umstellung auf das europäische Studiensystem. In den vergangenen Monaten war sie öfter in Georgien, ihr nächstes Projekt führt sie jetzt nach Albanien. ■



Gute Aussichten: Treppenhaus an der Universität Bremen

IV.

Erfolgreicher prüfen und studieren

„Employability“ heißt im Bologna-Prozess eines der großen Ziele. Es geht darum, die Absolventen auf den Arbeitsmarkt vorzubereiten – nicht im Sinne einer Berufsausbildung, sondern als bessere Einbettung der akademischen Kenntnisse in ein praktisches Handlungswissen. Weniger Studienabbrecher, mehr Motivation und bessere Perspektiven sind als Ergebnis dieser Bemühungen schon jetzt spürbar.





Ein Lob der Vielfalt

Viel Freiheit statt zentraler Vorgaben, Kreativität statt Lastenheft – kann das gut gehen bei der Bologna-Reform? Es kann, beweist die Universität Konstanz. Dank des neuen Freiraums sind dort innovative Programme entstanden

F

ür sein Masterstudium würde er nach Konstanz wechseln, das stand für Hanno Degner schon früh fest. Hoch im Norden Deutschlands hat er seinen Politologie-Bachelor gemacht, jetzt schließt er einen Masterstudiengang in Politik- und Verwaltungswissenschaft an. Es ist ein internationales Programm, im kommenden Jahr wird Degner im französischen Grenoble studieren und schließlich ein deutsches und ein französisches Diplom bekommen. „Ich möchte gerne für die Europäische Union in Brüssel arbeiten“, sagt er, „dafür ist das Programm eine ausgezeichnete Vorbereitung.“

Die meisten seiner Konstanzer Kommilitonen haben eine ähnliche Geschichte wie Hanno Degner. Von überall in Deutschland kommen sie, manche sogar aus dem Ausland. „Inzwischen habe ich jeden Tag Anfragen von Interessenten“, sagt Werner Palz, der die Studierenden berät. Mit dem Rückenwind der Reformen haben die Konstanzer einen Studiengang geschaffen, der modellhaft stehen kann für das Studium der Zukunft: Fast alle Absolventen gehen für längere Zeit ins Ausland, der akademische Ansatz ist interdisziplinär und Studierende wie Lehrende sind mit Feuereifer bei der Sache. Zu alten Magisterzeiten mussten sich die Bewerber noch zwischen Politologie und Verwaltungswissenschaften entscheiden, jetzt lernen sie Methoden und Denkansätze aus beiden Bereichen.

Ähnliche Erfolgsmodelle sind in Konstanz quer durch die Fachbereiche zu beobachten. Allenthalben waren die Reformen ein Anlass, das Studium neu auszurichten – in jedem Fach ideal abgestimmt auf die jeweiligen Bedürfnisse. „Unsere Idee war es, den Professoren maximale Freiheit zu lassen“, sagt Dr. Nikolaus Zahnen. Er ist 2005 nach Konstanz gekommen, als Bologna-Berater hat er die Umstellung auf die neuen Studiengänge in erster Reihe begleitet. Wenn er über die Internationalisierung der Uni spricht, schweift sein Blick aus seinem Bürofenster hinüber zum Bodensee, der sich am Fuße des Hügels ausbreitet, auf dem die Universität inmitten von dichten Wäldern gelegen ist. Am anderen Ufer erheben sich die Berge Vorarlbergs, wenn er nach rechts schaut, sieht er die Gipfel auf Schweizerischer Seite.

Erfolgsmodell. „Sie müssen das vor dem Hintergrund der universitären Tradition sehen“, erklärt er: Seit ihrer Gründung in den sechziger Jahren sei die Hochschule offen gewesen für Neuerungen; die Wege sind dank der kompakten Campus-Struktur seit jeher kurz und die Hierarchien flach. „Es gab Zeiten“, sagt Zahnen schmunzelnd, „da standen auf den Türschildern keine akademischen Titel, selbst ein Rektor war nur mit Vor- und Nachnamen zu finden.“ Diese äußerlichen Signale hätten über Jahrzehnte hinweg die Kommunikationskultur geprägt – und damit letztlich die haus-eigene Bologna-Umsetzung mit wenigen Vorgaben und viel Gestaltungsfreiheit zum Erfolg werden lassen. Das Rektorat stand zu jeder Zeit hinter der Umstellung und gab den Fachbereichen für ihre eigenen Vorstellungen volle Rückendeckung; „ge-

„Mit dem Masterprogramm ist richtig Schwung in mein Studium gekommen“

„Als ich gekommen bin, gab es den zentralen Beschluss, alle Studiengänge auf Bachelor und Master umzustellen. Der ganze Rest war den einzelnen Fachbereichen überlassen.“ Es wurde keine gemeinsame Rahmenprüfungsordnung vorgeschrieben, keine verbindliche Studienordnung, keine vorgeschriebenen Anteile von Schlüsselkompetenzen, kein verpflichtendes Mobilitätsfenster, gar nichts. „Am Anfang bin ich darüber furchtbar erschrocken und habe befürchtet, dass das auf diese Weise unmöglich gut gehen kann“, sagt Nikolaus Zahnen. Inzwischen sieht er in dieser Freiheit das spezielle Konstanzer

legentlich hat es auch sanft angeschoben, wenn sich jemand allzuviel Zeit gelassen hat“, sagt einer der damals Beteiligten.

Hinter der speziellen Konstanzer Herangehensweise steht die Überzeugung, dass jeder Professor selbst am besten weiß, wie er in seinem Fach optimale Bedingungen schafft. Statt auf Vorgaben von oben setzte die Universität auf Mitwirkung: Studierende und Lehrende saßen oft in stundenlangen Konferenzen zusammen, um das bestmögliche Curriculum zu entwickeln. „Wir haben immer offene Ohren gefunden für unsere Ideen“, heißt es auch bei den Studierenden. Und die Ergebnisse >>



*Futuristisch: Dachlandschaft an
der Universität Konstanz*

können sich durchaus sehen lassen.

Wie die Fachbereiche ihre Freiheit genutzt haben, ist heute allenthalben zu besichtigen: Die Geisteswissenschaften haben eine gemeinsame Prüfungsordnung verabschiedet, in der Pflichtpraktika festgelegt sind und eine bestimmte Anzahl von Leistungspunkten aus dem Bereich der Schlüsselqualifikationen. Damit soll der Übergang zwischen den Fächern erleichtert werden, wenn Studierende sich für einen Wechsel entscheiden und eine neue Kombination aus Haupt- und Nebenfach wählen. Die Mathematiker

hingegen haben beschlossen, die Schlüsselqualifikationen im fachwissenschaftlichen Studium zu vermitteln, ohne zusätzliche Kreditpunkte dafür zu vergeben. „Diese Gestaltungsfreiheit trägt dazu bei, dass wir bewährte Strukturen beibehalten konnten und das Rad nicht jedes mal neu erfinden mussten“, sagt Zahnen. In Physik etwa sind die verpflichtenden Laborpraktika weiterhin im Curriculum verankert, genauso wie früher schon beim Diplom. „Hätten wir eine universitätsweite Rahmenordnung gehabt, wäre das nur schwer möglich gewesen“, sagt Zahnen.

Ganz ohne Kehrseite ist allerdings auch solche Freiheit nicht: Wenn mehrere Studiengänge über die Disziplinen hinweg zusammenarbeiten wollen, ist es nicht so ganz einfach, und am Anfang setzte sich manch ein cleverer Studierender aus den British-American Studies kurzerhand in die literaturwissenschaftlichen Einführungsseminare des Studiengangs Deutsche Literatur – dort bekam er mehr Leistungspunkte als in der Veranstaltung seines eigenen Faches. Und für manche Hauptfachvorlesung gab es mehr Punkte als für die gleiche Veranstaltung, wenn sie nur als Nebenfach belegt war. „Das sind Kinderkrankheiten“, sagt Dr. Nikolaus Zahnen, „und um die zu lösen, war gleich am Anfang meine Aufgabe als Bologna-Berater wichtig – solche Dinge muss sich jemand von außen anschauen, weil die Verantwortlichen in den Fachbereichen sie manchmal schlicht übersehen.“

Die Soziologen sind in Konstanz einer der Fachbereiche, die den Bologna-Prozess für sich genutzt haben. Auf ihren Bachelor sind sie stolz, der als Schnittstelle in viele andere Fachbereiche dient, und natürlich auch auf das Masterprogramm, das sie bewusst sehr forschungsorientiert angelegt haben. „Weil vieles bei der Umstellung dezentral lief, haben wir das schnell geschafft und konnten unsere eigenen Ideen umsetzen“, sagt Fachbereichs-Referent Dr. Thilo Raufer. Er betreut unter anderem die Studienberatung; wer Fragen hat, der kommt zu ihm ins Büro. „Der Bedarf für gute Beratung hat sich schon erhöht, seit wir Bachelor und Master haben. Vielen ist klar, dass die Vorgaben strenger geworden sind und sie die Zügel nicht allzu lange schleifen lassen können“, sagt er. Als Nachteil allerdings will Raufer das nicht verstan-

Ab ins Ausland!

Die Konstanzer Universität ist kaum wiederzuerkennen, wenn einmal im Jahr der International Day stattfindet: Unter dem bunten Dach des Foyers zieht sich durch die langen Flure und über die überbauten Innenhöfe ein Gewirr an Informationsständen bis hin zur Mensa. Fast alle Partnerhochschulen der Konstanzer werden an einem aufwändig gestalteten Stand vorgestellt, ausländische Studierende beantworten neugierige Fragen. Die Beratung ist aber nicht alles: An vielen Tischen werden Spezialitäten aus dem Gastland gekocht, der Stand der Neuseeländer etwa ist dicht umlagert – dort gibt es „Spider“, das typische Vanilleeis mit Cola. „Wir wollen die Lust auf ein Studium im Ausland wecken, und dazu gehört ja nicht nur das akademische Angebot“, sagt Christina Fritz, die stellvertretende Leiterin des Konstanzer Auslandsamtes.

Der Aufwand für Aktionen wie den International Day ist groß, aber er trägt Früchte. Anders als an vielen deutschen Hochschulen sind die Bewerberzahlen bei den Erasmus-Plätzen nicht zurückgegangen, als die Studiengänge auf Bachelor und Master umgestellt worden sind. Ganz im Gegenteil: Seit Jahren schon sei ein kontinuierlicher Aufwärtstrend festzustellen, sagt Christina Fritz: „Wenn ein Bewerber etwa nur für ein Semester an einer anderen Hochschule studieren möchte, dann ist das in Europa meist problemlos zu organisieren, und das hat sich herumgesprochen.“

Genau darin liegt einer der Gründe für die hohe Auslandsquote der Konstanzer: Sie schaffen es, die Hürden so niedrig wie möglich zu halten. Hinter dem Anspruch, für jeden Studierenden einen Austauschplatz anzubieten, steht die gute Personalausstattung des Akademischen Auslandsamtes, das jeweils eigene Spezialisten für die deutschen Studierenden hat und für die Kommilitonen, die nach Konstanz kommen. Selbst am Rektorat ist die neue Internationalisierungsstrategie zu erkennen; seit kurzem gibt es die Position einer Prorektorin für Internationales.

Eine eigene Ringvorlesung über Auslandsmobilität und eine zentrale Infothek über die Partnerhochschulen sollen zusätzlich das Fernweh wecken. Als hilfreich hat sich auch eine interne Liste erwiesen, auf der Kurse von Partnerhochschulen verzeichnet sind, die schon einmal als gleichwertige Studienleistung anerkannt worden sind. Wer ins Ausland geht, kann sich damit schon vorher ohne große Anstrengung seinen Studienplan zusammenstellen.

In der positiven Bilanz schlägt sich auch die Vielzahl von Double Degree-Programmen der Konstanzer nieder, bei denen die Studierenden ein fest geplantes Curriculum in Konstanz und einen anderen Teil an einer Partnerhochschule absolvieren. Solche festen Partnerschaften gibt es nicht nur innerhalb der Europäischen Union: Selbst mit Shanghai und Moskau hat sich eine gute Zusammenarbeit ergeben.

den wissen: Vorher sei die durchschnittliche Studienzzeit bis zum Abschluss bei 13,4 Semestern gelegen, manche hätten über viele Semester lang keinen wissenschaftlichen Fortschritt gemacht. „Diese Leute machen sich jetzt klarer, was die Studienziele sind und worum es eigentlich geht“, sagt Raufer. Dann schmunzelt er kurz: Die Studiendauer sei zwar zurückgegangen, der Schnitt liege aber trotzdem noch leicht über der Regelstudienzzeit. „Wir haben die Semester ganz bewusst nicht so vollgepackt mit Pflichtveranstaltungen, damit die

„Viele unserer Fächer-Kombinationen waren nach dem alten System kaum zu machen“

Studierenden noch ihre Freiheit haben.“

Ihre neue Bologna-Freiheit haben die Lehrenden selbst auch genutzt. Davon zeugt ein Studiengang, der im Wintersemester 2008 angelaufen ist: Kulturelle Grundlagen Europas heißt er, dahinter stecken Soziologen, Kulturwissenschaftler und Historiker gleichermaßen. Das Masterprogramm ist so innovativ, dass es zum Exzellenzcluster der Konstanzer Universität gehört – und bei Studierenden wie Lehrenden gleichermaßen eingeschlagen hat. „Solche Kombinationen“, heißt es allenthalben, „waren nach dem alten Studiensystem kaum zu machen.“ Zu den Spezialitäten des neuen Masterprogramms zählt die ausgefeilte Auslandsstrategie: Um die kulturellen Grundlagen Europas auch wirklich zu erkennen und zu durchdringen, absolvieren die Teilnehmer einen Studienabschnitt außerhalb der EU. Mit dem Blick von außen erschließt sich vielen die Besonderheit der europäischen Kulturen und zugleich die prägende Gemeinsamkeit, die es über alle Unterschiede zwischen den Ländern hinweg herausgebildet hat. In Indien, Argentinien, den USA und weiteren Ländern haben die Konstanzer Partnerhochschulen gewonnen,

die sich an dem Programm beteiligen.

Hinter diesen Erfolgsgeschichten steht eine gewisse Flexibilität, die sich die Hochschule auch dann noch bewahrt, wenn die Studiengänge erst einmal umgestellt sind. Für Änderungen an der Prüfungsordnung gibt es den nötigen Spielraum. Wenn sich eine Regelung als problematisch erweist, lässt sie sich gleich für die nächste Studierendengeneration wieder verän-

der Formalitäten erledigt. Hintergrund ist eine spezielle Akkreditierungspraxis: Erst nach fünf Jahren müssen die Konstanzer ihre Studiengänge durchleuchten und akkreditieren lassen; danach werden Änderungen dann schwieriger. „In der Einrichtungsphase konnten wir die Abläufe deshalb ideal ausbalancieren“, sagt Nikolaus Zahnen.

Die Studierenden sind zufrieden mit den Veränderungen: „Wir kommen uns



Bildnachweis: Universität Konstanz / Jochen Staudacher

Freizeitsport am Bodensee: Kletterwand am Uni-Campus

dern. Manche Studiengänge hätten ihre Prüfungsordnung schon viermal geändert innerhalb weniger Jahre, sagt Zahnen. An der Universität wird das als gutes Zeichen gesehen. „In Politik und Verwaltungswissenschaften ging es zum Beispiel darum, die Klausurperiode zu entzerren und die Zahl der Seminare im ersten Semester auf ein realistisches Maß zu begrenzen“, sagt Studienberater Werner Palz. Hilfreich sind dabei schnelle Abläufe in den Gremien; das ganze Jahr über können die Fachbereiche dort Änderungsanträge stellen, innerhalb kürzester Zeit sind alle notwendigen

nicht so vor wie Versuchskaninchen, wenn an dem Studiengang etwas geändert wird“, sagt Hanno Degner, der Masterstudent aus dem Fachbereich Politik und Verwaltungswissenschaften – immerhin profitiere er ja selbst von den Neuerungen. Er freut sich jetzt auf sein Studienjahr in Grenoble, das schon bald beginnen wird. „Ich habe den Eindruck“, sagt er, „dass mit dem Masterprogramm jetzt richtig Schwung in mein Studium gekommen ist.“ ■



Der digitale Prüfer

Ein High-Tech-Computerlabor ist an der Universität Bremen zu einem Prüfungszentrum aufgerüstet worden. Davon profitieren alle: Die Professoren sparen sich viel Arbeit, die Studierenden erfahren schnell ihr Ergebnis



in kleiner Chip öffnet Kai Schwedes die Tür, hinter der die gut gehüteten Geheimnisse der Universität lagern: Prüfungsaufgaben und Abschlussklausuren sind auf den Festplatten gespeichert, die hier leise surrend ihren Dienst verrichten. Dieser Rechnerraum ist das Herzstück des Testzentrums an der Bremer Universität, hier werden in jedem Semester tausende Klausuren abgelegt und ausgewertet. Das Konzept ist so innovativ, dass es 2009 mit dem Medida-Prix, dem höchstdotierten mediendidaktischen Preis im deutschsprachigen Raum, ausgezeichnet worden ist.

„Hinter unserer neuen Einrichtung steht der Gedanke, dass die Studierenden ihre Klausuren nicht mehr auf Papierbögen schreiben, sondern gleich in den Computer eingeben“, sagt Kai Schwedes. Er ist Mathematiker und einer der Entwickler des neuen Testzentrums. Der Vorteil liegt auf der Hand: Bestimmte Prüfungsaufgaben kann der Rechner anschließend automatisch auswerten, die Lehrenden sparen dadurch viel Zeit.

Im Prüfungsraum selbst herrscht eine sachlich-elegante Atmosphäre. Runde 300 Quadratmeter misst der Raum, die Wände sind mit Holz vertäfelt. „Früher war hier einmal ein Konzertsaal untergebracht“, sagt Schwedes. Wo einstmal Notenpulte und Zuschauerbänke standen, verteilen sich heu-

te weiße Schreibtische. 120 Prüfungsplätze sind in dem Raum eingerichtet, allesamt technisch auf dem gleichen Stand: Jeder von ihnen besteht aus einem Tischcomputer, einem Flachbild-Monitor, einem Paar Kopfhörer und einem Mikrofon. An den Wänden sind Leinwände angebracht, auf die mehrere Beamer von der Decke des Raumes aus zusätzliche Bilder werfen können. An

die Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter eine ganze Menge Arbeit mit sich.

„Die Nachfrage ist immer größer geworden, und die Bedingungen davor waren einfach nicht mehr zeitgemäß“, sagt Kai Schwedes. Er erinnert sich an eine digitale Klausur aus der Zeit vor dem neuen Prüfungszentrum, die 1.000 Studierende durchlaufen mussten. Sie verteilten sich

Ansturm aus allen Fachbereichen: 4.500 Prüfungen pro Semester sind schon elektronisch

der Stirnseite steht der Schreibtisch des Lehrenden, der die Klausuraufsicht übernimmt. Und hinten, versteckt hinter einer unscheinbaren Türe, hat das „eAssessment“-Team um Dr. Jens Bücking, Kai Schwedes und seinen Informatiker-Kollegen Spyros Abatielos einen Arbeitsraum; von hier aus überwachen sie das Computersystem.

„Durch die Bologna-Reform hat die Zahl der Prüfungen zugenommen“, sagt Kai Schwedes: Immer mehr kleine Seminarklausuren gehören zum Studienverlauf, und obwohl sie häufig nur kurz sind, bringen sie für

auf sieben Computerräume, von denen der größte gerade einmal ein paar Dutzend Plätze bereithielt. In einem Raum gab es kein Tageslicht und nur alte Röhrenmonitore, im nächsten waren zwar die Bildschirme modern, der Platz dafür aber sehr beschränkt. „Drei Tage lang hat die Prüfung gedauert, bis alle 1.000 Kandidaten der Reihe nach einen Computerplatz bekommen haben“, erinnert sich Schwedes. Kurz darauf machte er sich mit seinen Kollegen an die Arbeit, um endlich gleiche Prüfungsbedingungen zu schaffen und die Kapazität zu vergrößern.



Anspannung: Klausur im neuen eAssessment-Zentrum

Bern. 2007 ist das Testzentrum eröffnet worden, zuvor haben die EDV-Spezialisten mehr als ein Jahr lang die aufwändige Technik bis in die Details ausgeklügelt.

Ihr Testzentrum steht den Lehrenden aus allen Fachbereichen der Universität zur Verfügung, betrieben wird es von einer eigenständigen Organisationseinheit dem „Zentrum für Multimedia in der Lehre“.

„Wir begleiten die Fragenerstellung und sichern die Fragenqualität, ermöglichen Prüfungseinsichten und erstellen statistische Fragenauswertungen. Wir sind also nicht nur für die technischen Aspekte verantwortlich, sondern auch für die Betreuung, Beratung und Schulung der Lehrenden während des gesamten Prüfungsprozesses,“ sagt Schwedes. Die Klausuren und Prüfungen nämlich können die Lehrenden selbst gestalten – dank einer speziellen Software sei das kein Problem für jemanden, der zumindest Grundkenntnisse im Umgang mit dem Computer habe. Wer eine Prüfung vorbereitet, bekommt vom Testzentrum die Software auf seinen eigenen Rechner gespielt und kann dann im Büro die Klausur zusammenstellen. Möglich sind alle denkbaren Arten von Aufgaben: Multiple-Choice ebenso wie Freitext, Single-Choice ebenso wie etwa die Beschriftung von Schemazeichnungen. Zusammen mit den Aufgaben können die

Studierenden zusätzliches Material an die Hand bekommen, indem beispielsweise pdf-Dokumente eingebunden werden oder Audiodateien mit Erklärungen. Wenn die Studierenden die Prüfungsaufgaben bearbeitet haben, werden ihre Ergebnisse auf einem zentralen Server gespeichert. Bei Aufgaben mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten kann der Computer sogar gleich die Auswertung vornehmen. Dann sehen die Studierenden nach dem Ende der Prüfung sofort ihr persönliches Ergebnis auf dem Bildschirm, ihr Professor bekommt die Auswertung der Klausur fix und fertig als Excel-Datei ins Postfach. „Den Prüfenden spart das viel Zeit, da müssen sich nicht mehr wie früher ganze Gruppen von wissenschaftlichen Mitarbeitern wochenlang über die Korrekturen beugen“, sagt Kai Schwedes. Und die Studierenden haben ihr Ergebnis viel schneller – wenn eine Nachprüfung nötig ist, lässt sich die schon ein paar Tage später arrangieren und nicht erst mit wochen- oder monatelanger Verzögerung wie früher.

Wer schummeln will, hat mit dem neuen System schlechte Karten: Zwar stehen die Schreibtische so eng nebeneinander, dass sich die Nachbarn theoretisch gegenseitig auf den Bildschirm schauen können; die Aufgaben aber lassen sich so programmieren, dass sie bei jedem Kandidaten

in einer anderen Reihenfolge erscheinen. Oder aber die Professoren planen für jeden einzelnen Themenbereich fünf alternative Fragen ein, die der Rechner dann nach dem Zufallsprinzip auswählt und den Kandidaten vorlegt. Dieses Vorgehen hat noch einen anderen Vorteil: Wenn die Studierenden in mehreren Gruppen hintereinander geprüft werden müssen, reicht eine Klausurvorbereitung aus – und die gleichen Aufgaben lassen sich dann bisweilen sogar noch einmal für die Nachprüfung verwenden, weil ja die Fragen jedes Mal automatisch neu zusammengestellt werden.

In Bremen haben sich die Vorzüge des Testzentrums schnell herumgesprochen. „Fast alle Fachbereiche arbeiten inzwischen mit uns zusammen“, sagt Kai Schwedes. Beinahe jeden Tag ist der Raum ausgebucht – 26.000 elektronische Prüfungen haben seit der Einweihung stattgefunden, jedes Semester kommen etwa 4.500 neue Klausuren hinzu. Inzwischen haben auch die Sprachwissenschaftler die Technik für sich entdeckt, angelockt von den multimedialen Möglichkeiten: Dank der Kopfhörer an jedem Arbeitsplatz können sie das Hörverstehen digital prüfen – und per Mikrofon sprechen die Studierenden dann ihre eigenen Texte ein, die der Hochschullehrer bequem in seinem Büro korrigieren kann. ■



Gemeinsam gegen Abbrecher

Ein Frühwarnsystem hilft an der HTW Berlin beim Kampf gegen die Abbrecherquote. Das Prinzip: Schlägt es Alarm, greifen Rektorat, Fachbereiche und Studierende gemeinsam durch

D

as wirkungsvollste Instrument von Professor Dr. Michael Heine sind weiße Zettel, dicht bedruckt mit Zahlen und Tabellen. „Verlaufsstatistik“ steht als Titel auf dem oberen Rand, darunter ist der Name eines Studienfaches notiert. Die Zahlen sind ein präzises Abbild eines Studienganges, Heine lässt sie sich einmal pro Semester ausdrucken. Er ist Präsident der Berliner Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW), und deren erklärtes Ziel ist es, die Abbrecherquoten zu senken.

„An der Statistik kann ich sofort erkennen, wieviele Studierende in den zurückliegenden Monaten abgebrochen haben“, sagt Heine. Daneben sind die Vergleichswerte aus den vergangenen Semestern notiert. Sobald sich die Zahlen verschieben, sobald sich ein negativer Trend abzeichnet, kann die Hochschulleitung rasch reagieren. Ein hausgemachtes Frühwarnsystem ist das, dessen erste Ergebnisse sich schon zeigen.

Es ist der enge Dialog mit den Fachbereichen, auf den die Hochschulleitung der HTW bei ihrem Kampf gegen die Drop-Out-Quote setzt – mit den Studierenden ebenso wie mit den Lehrenden. Schneidet ein Studienfach in der Semester-Statistik schlechter ab als zuvor, treten alle Betroffenen zu einer Krisensitzung zusammen. Und gemeinsam werden die brennendsten Fragen erörtert: Woran liegt der Anstieg der Abbrecherquote – und was lässt sich dagegen unternehmen? „Man darf den

Kampf gegen die Abbrecherquote nicht schleifen lassen“, sagt Heine. Eine gewisse Konsequenz sei dabei unerlässlich: Einige Monate nach dem ersten Krisengespräch ruft er die Vertreter des Faches noch einmal zusammen und lässt sich erklären, was seither geschehen ist. Selbst die Regeln für die Budget-Zuteilung wurden geändert: Wieviel Geld ein Fachbereich bekommt, hängt von Erfolgskriterien ab – und ein entscheidender Aspekt dabei ist gerade die Zahl der Studienabbrecher. Je erfolgreicher sich also die Lehrenden für ihre Studierenden engagieren, desto besser wird ihr Fachbereich mit Zuwendungen bedacht.

Die Härte war am Anfang nicht unumstritten. „Aber es ist ja keine Boshaftigkeit, dass wir das so machen“, sagt Heine: „Wichtig ist, jeden Schritt genau zu erklären. Und eins habe ich schon gemerkt: Wenn wir es schaffen, die Bedingungen in einem Studiengang zu verbessern, dann wirkt das ungemein motivierend auf alle Beteiligten.“ Spürbare Verbesserungen setzen ungeahnte Energien frei – auch das gehört zum Kalkül beim Frühwarnsystem der HTW Berlin.

Die Hochschule kämpft mit den gleichen Problemen, die bei den Ingenieurwissenschaften bundesweit zu beobachten sind: Viele Studierende werfen nach einigen Semestern das Handtuch, weil sie die theoretischen Anteile von Physik und Mathematik unterschätzt haben. Bei einigen Studiengängen liegt die Abbrecherquote deshalb bei um die 50 Prozent – mit allen Konsequenzen für die Hochschule, aber auch für die Studierenden, die sich noch einmal ganz neu orientieren müssen.

Bei der HTW Berlin wird deshalb das Frühwarnsystem flankiert von einem groß

angelegten Konzept gegen den Studienabbruch. Als erste Maßnahme setzen die Lehrenden auf detaillierte Informationen: Wer sich für einen Studiengang interessiert, soll von Anfang an wissen, was auf ihn zukommt – Maschinenbauer und Elektroingenieure etwa erfahren rechtzeitig, wie groß der theoretische Anteil sein wird. „Wer sich für internationale Medieninformatik einschreibt“, sagt Michael Heine, „sieht oft die Reizwörter international und Medien und ist dann überrascht, dass es nun einmal in erster Linie ein Informatikstudiengang ist.“ Gegen solche Missverständnisse plant die HTW einen neuen Internetauftritt, in dem anschaulicher als bislang für jedes Fach einzeln die Anforderungen aufgeführt sein werden.

Geht das Studium los, gibt es für alle Erstsemester verpflichtende Einführungsstage. Und: Sämtliche Professoren werden in Sachen Lehrmethoden aufwändig geschult. Wer neu berufen wird, muss ein Jahr lang eine Fortbildungsphase durchlaufen; selbst die Besoldung ist abhängig von der Qualität der Lehre. Das Gehalt ist an die Ergebnisse der Evaluation gekoppelt – „wer da patzt, hat große Mühe, über das Grundgehalt hinauszukommen“, sagt Michael Heine. Wer hingegen Mentoring-Programme übernimmt oder sich auf andere Weise um die Studierenden kümmert, kann mit einem Bonus rechnen. Einmal pro Semester lobt die Hochschule einen Preis für gute Lehre aus. Über die Vergabe entscheidet das Präsidium gemeinsam mit dem AstA – der Gewinner bekommt 5.500 Euro, die wiederum in die Verbesserung der Lehre fließen können. ■



*Der Campus der HTW im
Berliner Osten*



Der schwere Abschied vom Dipl.-Ing.

Am Anfang war das Rektorat der Technischen Universität Ilmenau skeptisch gegenüber den Reformen. Heute verbindet die Hochschule in ihren Curricula gekonnt die Vorteile des alten und des neuen Studiensystems



wei Gebäude in der malerischen Altstadt von Ilmenau künden von der langen Tradition der Stadt als Ausbildungsstätte für Ingenieure: Das Alte Technikum mit seinem imposanten Eingangsportal ist 1894 als erstes Lehrgebäude entstanden, 1926 kam das Neue Technikum hinzu. Damals war es noch eine kleinere Lehranstalt, zu der angehende Ingenieure aus der weiten Umgebung strömten. Heute sind in den beiden altherwürdigen Gebäuden Institute der Fakultät für Mathematik und Naturwissenschaften untergebracht; die Technische Universität ist so groß geworden, dass die meisten ihrer Einrichtungen in einem neuen Campus untergebracht sind, einen zehnminütigen Fußmarsch von der Altstadt entfernt auf dem Ehrenberg, dem Hausberg von Ilmenau.

Wer vor dem Rektorat der heutigen TU Ilmenau seinen Blick in die Ferne schweifen lässt, dem liegt nicht nur der historische Kern der Stadt zu Füßen; es bietet sich ein wundervolles Panorama auf den Thüringer Wald mit seinen bewaldeten Hügeln. Goethe war seinerzeit ein regelmäßiger Gast, der Stadt hat er ein eigenes Gedicht gewidmet.

Als hier in dem modernen Gebäude das neu gewählte Rektorat im Jahr 2004 erstmals zusammentrat, fiel eine gewichtige Entscheidung: Den Bologna-Prozess mit der Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Master wollten die Ilmenau-

er möglichst rasch verwirklichen. In einem gewaltigen Kraftaufwand entwarfen die Professoren neue Curricula; keine andere Technische Universität in Deutschland hat die alten Ingenieurstudiengänge so rasch und so vollständig umgestellt wie die Ilmenauer. „Am Anfang waren wir nicht begeistert von der Reform“, sagt Jürgen Petzold, der Prorektor für Bildung. Man teile die Bedenken vieler anderer

**„Wir bilden
nach wie vor
erstklassige
Ingenieure aus“**

Ingenieurwissenschaftler, der Abschied vom bewährten Titel des Diplom-Ingenieurs falle nicht leicht. „Aber wir sind Pragmatiker. Weil es unausweichlich war, haben wir es angepackt und die neuen Studiengänge aktiv gestaltet.“ Von Anfang an haben die Ilmenauer für die Ingenieurstudiengänge auf einen siebensemestrigen Bachelor gesetzt, vergleichbar aufgebaut in fast allen Studienfächern. „Wir haben bei den alten Studiengängen gute Erfahrungen damit gemacht, dass die Studierenden fast ein Semester lang

Zeit haben für praktische Erfahrungen in einem Unternehmen“, sagt Petzold. „Und das wollten wir gerne beibehalten.“

Ebenso wichtig war für die Hochschule, dass sie ihrem akademischen Grundsatz treu bleiben konnte – „Freiheit und Einheit von Lehre und Forschung, Berufskollegialität und Wahrung des Berufsethos der Universitätsmitglieder“, das sind die Prinzipien, auf die sich die Technische Universität stolz beruft.

Bei der Umstellung setzten die Ilmenauer auf die so genannte Systemakkreditierung. Was sich wie ein bürokratisches Detail anhört, brachte der Universität einen entscheidenden Vorteil: Sie musste nicht jeden der neuen Studiengänge einzeln von Experten begutachten lassen, bevor er gestartet ist. Stattdessen entwickelten die Ilmenauer innerhalb ihrer Hochschule ein System, das die Qualität der einzelnen Studiengänge überprüft und sichert. Somit blieben sie flexibel – unter der Auflage natürlich, dass sie ein aufwändiges Verfahren zum Qualitätsmanagement im eigenen Haus etablieren. Auch dieser Schritt ist in dieser Konsequenz ohne Beispiel in Deutschland.

Hinter dem Qualitätsmanagement steht Dr. Heike Schorcht. Sie koordiniert die Arbeit der Qualitätsmanagement-Beauftragten in den Fakultäten und Betriebseinheiten. Wenn sich bei einem Studiengang in der Praxis Schwierigkei-



International beliebt: Die TU Ilmenau lockt Studierende aus aller Welt nach Thüringen

ten zeigen, lassen sie sich nach einem konkreten Handbuch lösen. Die Ansätze darin basieren auf den reichen Erfahrungen, die man in der Hochschule dank der frühen Umstellung bereits gesammelt hat.

Solche Lösungen suchen nicht nur die Professoren und die anderen Universitätsmitarbeiter. Bewusst sind auch die Studierenden mit einbezogen – für sie ist der Posten einer Qualitätsmanagement-Beauftragung geschaffen worden; eine Aufgabe, mit der ein Studierender betraut wird. Derzeit ist Jana Popp die studentische „QMB“, wie die Stelle innerhalb der Uni genannt wird. Popp arbeitet

im Maschinenbau an einer Promotion über magnetische Flüssigkeiten.

„Dass wir die Lehrveranstaltungen richtig evaluieren, das zählt zu meinen wichtigsten Aufgaben“, sagt Jana Popp. Jedes Jahr wird eine Reihe von Fächern ausgewählt, zu denen die Studierenden systematisch befragt werden. Kriterium bei der Auswahl ist ein Votum von Fakultäten und Studierenden. Wenn die Quote der nicht-bestandenen Prüfungen in einem Seminar besonders hoch ist, wenn die Studierenden mit dem Professor unzufrieden oder Veranstaltungen ganz neu ins Programm aufgenommen worden sind, dann

wird dort besonders nachgeforscht. Sind die Ergebnisse nicht zufriedenstellend, suchen die Fakultäten gemeinsam mit den betroffenen Lehrenden eine Lösung. Und manchmal kommt dank Qualitätsmanagement auch heraus, wie sich das gesamte Curriculum weiter verbessern lässt: In den Angewandten Medienwissenschaften etwa wurde das Fach Hardwaregrundlagen durch ein studiengangspezifisches Fach ersetzt, die Bestandteile des Studiums werden anders gewichtet, die konkrete Projektarbeit gewann an Bedeutung.

„Für die Studierenden ist es ungemein wichtig zu sehen, dass sie etwas bewegen >>

können im Rahmen des Studiums“, sagt Sascha Godawa, der studentische Konsul. „Die Akzeptanz von Bachelor und Master steigt, wenn die Studierenden merken, dass sie mitreden können und dass sie ernst genommen werden.“ Sein eigenes Amt ist Ausdruck dieser neuen Offenheit: Die Funktion des studentischen Konsuls ist nach der Umsetzung der Reform eingerichtet worden, gedacht ist sie als Vollzeitbeschäftigung mit einer Amtszeit von einem Jahr. Eine Art Scharnier zwischen Fakultäten, Universitätsleitung und Studierenden soll es sein. Die anfänglichen Befürchtungen zu Bachelor und Master, sagt Godawa, habe man den Studierenden nehmen können: „Die Fragen, was ein Bachelorabschluss eigentlich ist und ob er für die Arbeitswelt qualifiziert, haben sich inzwischen erledigt“, sagt er: „Die Leute sehen, dass sie eine gute Ausbildung bekommen und dass sie gefragt sind. Daran hat sich nichts geändert.“

Mit dem Angebot kommt die TU Ilmenau auch außerhalb des unmittelbaren Einzugsbereichs gut an: Rund 40 Prozent der Ilmenauer Studierenden stammen aus den alten Bundesländern – auf eine vergleichbare Quote bringt es fast keine der übrigen Hochschulen in den östlichen Teilen Deutschlands. Das gleiche gilt für den Ausländeranteil: Etwa 10 Prozent beträgt er in Ilmenau, diese Zahl soll sich in den nächsten fünf Jahren noch verdoppeln.

Auf solche Ergebnisse ist Dr. Claudia Haaßengier besonders stolz. Sie hat als Bologna-Beraterin über Jahre hinweg die Umstellung auf die Bachelor- und Masterstudiengänge koordiniert. „Wenn der Weg erst einmal aufgezeigt ist“, sagt sie, „bewegen Ingenieure sich sicher und

kreativ innerhalb der Vorgaben.“ Und diese Kreativität zieht sich in Ilmenau durch die gesamte Universität, sie ist bei vermeintlichen Kleinigkeiten ebenso zu beobachten wie bei neuen pädagogischen Ansätzen: Die Serviceleistungen für die Studierenden etwa sind zusammengefasst worden, seither sitzen Prüfungsämter, Studienberatung und Auslandsamt in einem Zentrum zusammen. Das verkürzt die Wege und verbessert die Absprachen. Die Lehrveranstaltungen werden so geplant, dass sie ohne Überschneidungen liegen, zwischen wichtigen Klausuren muss mindestens ein Tag Abstand liegen. Und die Tutoren, die im Rahmen des neu eingeführten Betreuungsprogrammes vorgesehen sind, gehen mit ihren Schützlingen regelmäßig ins Labor, um die theoretischen Kenntnisse gleich in der Praxis zu erproben. Dabei spielen die Ilmenauer auch die Vorteile ihrer relativ geringen Größe aus: Seit der Umstellung auf Bachelor und Master bekommt jeder Abiturient bei seinen ersten Schritten an der Universität einen Mentor und einen Tutor zur Seite gestellt – einen Lehrenden und einen älteren Kommilitonen, der ihn mit den Besonderheiten des akademischen Lebens vertraut macht. Die ersten Semester hindurch sind das die unmittelbaren Ansprechpartner bei Fragen und Schwierigkeiten. In Seminargruppen von höchstens 30 Studierenden werden Zusatzkurse und Prüfungsvorbereitungen angeboten.

Mit dem Ergebnis der Umstellung auf Bachelor und Master ist Prorektor Jürgen Petzold zufrieden: „Es hat sich vieles verändert bei uns an der Universität. Aber eins ist gleich geblieben: Wir bilden nach wie vor erstklassige Ingenieure aus.“ ■

Für mehr Ingenieurinnen

Mit besonderen Aktionen möchte die Hochschule junge Frauen für das Ingenieurstudium begeistern. Speziell zugeschnittene Stipendien spielen dabei eine Rolle; außerdem besuchen einige Mitarbeiterinnen regelmäßig die umliegenden Gymnasien, um den persönlichen Kontakt zu suchen. Höhepunkt sind eigene Veranstaltungen für Frauen im Schülerlabor, das in einem neuen Gebäude gleich neben dem Rektorat eingerichtet ist. Durch spannende Experimente soll dabei die Neugier auf die Ingenieurwissenschaften geweckt werden.



Der Humboldt-Bau an der TU Ilmenau





Wegweiser an der Decke: Neubau an der FH Osnabrück

V.

Individueller studieren

Ein 08/15-Studium gibt es nicht: Wer sich heute an einer Hochschule einschreibt, kann seine eigenen Schwerpunkte setzen, kann sich von seiner Neugier treiben lassen und eigene Spezialisierungen wählen. Das ist ganz im Sinne des Bologna-Prozesses, der mehr Luft für die individuellen Wünsche der Studierenden fordert.



Spielendes Lernen

Die Evangelische Fachhochschule Darmstadt erhebt die frühkindliche Bildung zum akademischen Beruf – und holt in ihrem innovativen Ansatz gezielt Berufspraktiker in die Hörsäle

K

omisch hat sich der Junge schon immer verhalten. Die Sache mit den Bauklötzen zum Beispiel: Am Anfang spielt der Fünfjährige harmonisch mit seinen Freunden aus dem Kindergarten, aber schon nach wenigen Minuten wird er aufbrausend. „Mit euch will ich nicht spielen“, brüllt er, „geht weg!“ Eine brenzlige Situation für Petra Wrede; die Erzieherin leitet die Kindertagesstätte Sonnenland im hessischen Bickenbach. „Solche verhaltensauffälligen Kinder wurden in der Vergangenheit sehr schnell von der Gruppe getrennt“, sagt sie. „Aber eigentlich müssen wir uns auf die Suche danach machen, was dahinter steckt?“

Es sind solche Szenen aus der Praxis, die veranschaulichen, welche Motivation hinter einem neuen Darmstädter Studiengang stehen: „Bildung und Erziehung in der Kindheit“ ist der Bachelor-Studiengang überschrieben, den die Evangelische Fachhochschule Darmstadt jetzt konzipiert hat. „Die frühkindliche Erziehung wird immer anspruchsvoller und zugleich steigen die gesellschaftlichen Erwartungen, was in einer solchen Erziehung alles zu leisten ist“, sagt Professor Bernhard Meyer. In fast allen anderen europäischen Ländern sind die Erzieher schon akademisch ausgebildet; einzig Deutschland hinkt dieser internationalen Tendenz noch hinterher.

Die Umstellung auf Bachelor und Master gab den Anstoß zu dem neuartigen Studiengang in Darmstadt. Eine niedrige Einstiegshürde zum Studium schwebte

den Planern vor; deshalb konstruierten sie einen so genannten Y-Studiengang: Der Übergang von Fachschule und Fachoberschule erfolgt fließend, so dass die Studierenden ihre praktische und die akademische Ausbildung eng miteinander verzahnen können. Wer an der Fachschule seine Ausbildung zum Erzieher absolviert, kann sich nach gut zwei Jahren entscheiden: Entweder er macht noch ein Jahr an der Fachschule weiter und hat dann seine Ausbildung auf dem klassischen Weg abgeschlossen – oder aber er wechselt an die Fachhochschule, wo er in sechs Semestern zum Bachelor-Abschluss geführt wird.

Für viele Studierende ist die FH der erste Kontakt mit der akademischen Welt. Manche müssen sich erst langsam akklimatisieren – und wenn sie dann erst einmal den Reiz der Wissenschaft gespürt haben, öffnet der Bachelor ihnen Tür und Tor zum weiteren Studium. In einem der anderen Studiengänge können sie danach ihren Master draufsatteln. „Diese Durchlässigkeit ist einer der großen Pluspunkte des Studiengangs“, sagt Professor Bernhard Meyer. Die Darmstädter haben den Bologna-Prozess so kreativ umgesetzt, dass sie sogar schon hohen Besuch auf sich aufmerksam gemacht haben: Bundeskanzlerin Angela Merkel schaute sich auf ihrer Bildungsreise den neuen Bachelor-Studiengang vor Ort an.

„In den sechs Semestern erweitern wir den praktischen Hintergrund der Studierenden um eine akademische Reflexionsebene“, sagt Professorin Dr. Claudia Maier-Höfer, die als Kindheitswissenschaftlerin den Studiengang leitet. Erklärtes Ziel ist es, dass die „BA-Erzieher“, wie sie sich nach



ihrem Abschluss nennen, das gelernte Wissen in die Praxis übertragen können. In den Seminaren spielen Didaktik, Psychologie, Religion und andere Disziplinen eine Rolle. „Wir lassen bei der Vermittlung aber keine Lücke zwischen Theorie und Praxis aufkommen“, sagt Maier-Höfer, „sondern wir stellen immer wieder die Frage: An welchen Stellen, in welchen Situationen ist diese Theorie in der Praxis von Bedeutung?“

Innerhalb des Studiengangs sind deshalb fast durchgängig auch praktische Elemente vorgesehen. Selbst einige der wichtigsten Seminare basieren auf einer Kombination: Die Studierenden machen in Kindertageseinrichtungen eigene Beobachtungen und übertragen sie anschließend auf das theoretische Gerüst.

Für Studiengangsleiterin Claudia Maier-Höfer ist diese Art der Lehre eine neue Erfahrung. Zuvor forschte sie an der pädagogischen Fakultät einer klassischen Universität und sammelte unabhängig davon in Kindergärten ihre eigenen Einblicke in die Praxis. Jetzt kann sie beides verbinden – und muss sich auch auf neue Lehrmethoden einstellen: „Früher habe ich ein Seminar vorbereitet, indem ich die Literatur zusammengestellt habe, die innerhalb des Semesters durcharbeiten war“, sagt sie. „Heute muss ich vom Ziel her denken: Was sollen die Studierenden am Ende gelernt haben – und welcher Weg führt dorthin?“

Inhaltlich seien die Unterschiede zwischen der theoretischen Bildungsforschung an der Universität und der praktischen Vermittlung in dem neuen Studiengang gar nicht so groß. In den Seminaren geht es um die Entwicklungsphasen von Kindern, es geht um den sozialen und geschichtlichen



*Eine Aufgabe für Profis:
Erziehung wird zum
akademischen Beruf*

Hintergrund von Kindheit und um didaktische Methoden. Ergänzt wird dieses Gerüst an der Evangelischen Fachhochschule um soziologische und rechtliche Grundlagen der Erziehungsarbeit und um Fragen von Professionalität und Berufsidentität.

„Didaktisch-methodische Förderung entdeckenden Lernens“ heißt eines der Module, das zum Darmstädter Studiengang

„Wir erweitern den praktischen Hintergrund um eine akademische Reflexionsebene“

gehört, ein anderes „Verfahren zur Analyse und Dokumentation kindlicher Kompetenzen und Ressourcen“. Die Zielsetzung des Studiums wird schon aus diesen Seminartiteln deutlich: Die Studierenden sollen die Verhaltensweise eines Kindes einschätzen lernen, sie sollen in der Lage sein, aus ihren Beobachtungen den richtigen Umgang mit dem Kind abzuleiten. Und sie sollen lernen, sich selbst neues Wissen zu erschließen, wenn sie in ihrer Arbeit mit einer unbekannten Situation konfrontiert sind.

Das Ziel sei, Profis für die Entwicklung von Kindern auszubilden. „Bestimmte Verhaltensweisen, mit denen Kinder den Unterricht stören oder im Hort auffallen, haben nicht unbedingt etwas mit einer Fehlentwicklung zu tun“, sagt Bernhard Meyer von der Evangelischen Fachhochschule: „Oft sind die Kinder ihren Altersgenossen in der Entwicklung einfach schon voraus oder stecken noch in einer vorheri-

gen Phase. Und so etwas muss man ja einschätzen können, wenn man richtig auf die Kinder und ihr Verhalten reagieren will.“

Um die beruflichen Perspektiven der Bachelor-Absolventen macht sich an der Hochschule niemand ernsthafte Sorgen: Die Nachfrage nach akademisch ausgebildeten Erziehern steige kontinuierlich, heißt es. „Ich kann mir vorstellen, dass in jeder Kindereinrichtung auf Dauer ein Experte mit einem solchen akademischen Hintergrund arbeitet“, sagt Bernhard Meyer: „Und der kann dann in schwierigen Fällen seine Kollegen beraten.“

In Fällen wie etwa jenem des Fünfjährigen, der sich beim Spiel mit den Bauklötzen regelmäßig mit seinen Freunden zofft.

„Wir haben gemerkt, dass er hochbegabt ist und von seinen Altersgenossen einfach unterfordert war“, erinnert sich Petra Wrede, die Leiterin der Kindertagesstätte. Der Junge wollte mit den Bausteinen lieber

Brücken bauen und komplizierte Konstruktionen als die immer gleichen Häuser seiner Freunde. Tests haben dann gezeigt, dass der Junge einen IQ von 140 hat. Er wurde früher eingeschult – und fiel schon wieder negativ auf. Als er schließlich zur Strafe bei einem Klassenausflug nicht mitdurfte und stattdessen zur Betreuung in die zweite Klassenstufe gesetzt wurde, blühte er regelrecht auf. „Auch die erste Klasse hat ihn mit seinen fünf Jahren schon unterfordert“, sagt Petra Wrede.

Ihre Tagesstätte Sonnenland in Bickenbach besuchen derzeit 255 Kinder, damit zählt sie zu den größten Einrichtungen im ganzen Bundesgebiet. Eng arbeitet sie mit der Evangelischen Fachhochschule in Darmstadt zusammen. Leiterin Petra Wrede kann viele Beispiele aus ihrer Praxis erzählen, in denen als schwer erziehbar geltende Kinder plötzlich wieder zugänglich wurden. Immer wieder kommt es vor, dass früher störende Kinder plötzlich mit Neugier und Spannung bei der Sache sind, weil jemand erkannt hat, woran es ihnen fehlt. Das altersgemäße Lernen müsse abgelöst werden von einem entwicklungs-gemäßen Lernen, fordert Petra Wrede.

Um solche Entscheidungen treffen zu können, da ist sie sich sicher, hilft den Erziehern ein theoretischer Hintergrund – jenes Wissen also, wie es die Evangelische Fachhochschule Darmstadt in ihrem innovativen Bachelor-Studiengang vermittelt. ■

Vielfalt als Chance

Die Universität Duisburg-Essen setzt auf neue Zielgruppen.
Ihr Programm für Migranten und Studierende aus bildungsfernen
Schichten hat beste Auswirkungen auf die ganze Hochschule



s sind Geschichten wie die von der türkischen Schülerin, die Professorin Dr. Ute Klammer am liebsten erzählt: „Sie dümpelte in der achten Klasse Hauptschule vor sich hin“, sagt Klammer, „bis einer ihr Talent entdeckt hat und sie förderte. Sie hat ihr Abitur gemacht und ist jetzt bei uns eine der besten Mathematik-Absolventinnen.“ Solche Lebenswege sind für Ute Klammer die wichtigste Motivation für ihre alltägliche Arbeit: Sie ist Prorektorin für Diversity Management an der Universität Duisburg-Essen.

Die Hochschule im Ruhrgebiet ist die erste in ganz Deutschland, die das Thema Diversity-Management auf die Rektoratsebene gehoben hat. Der Hintergrund ist klar: In den dicht besiedelten Städten rund um Duisburg und Essen leben überdurchschnittlich viele Familien mit Migrationshintergrund, in der einstigen Arbeiterhochburg sind zudem die bildungsfernen Schichten besonders stark vertreten. Und um genau diese Zielgruppen dreht sich der Diversity-Ansatz, den die Universität verfolgt: Die Vielschichtigkeit, die Vielfalt innerhalb der Hochschule zu fördern, das steht hinter der Strategie – und damit auch eines der Kernziele im Bologna-Prozess: Akademische Bildung soll breiter zugänglich werden, die Hochschulen sollen auch jene anlocken, die buntere Lebensläufe haben.

„Bei der Umsetzung stehen wir noch am Anfang“, sagt Ute Klammer, die erst seit Oktober 2008 auf ihrem Posten ist. Es ist eine Herkulesaufgabe, die vor ihr liegt:

Sie will die Hochschule für Studierende aus Migrantenfamilien öffnen und für Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern, sie will eine familienfreundliche Universität schaffen und sie will die Themen Weiterbildung und lebensbegleitendes Lernen in der Hochschule verankern. Um diese drei Säulen dreht sich ihre Rolle als oberste Diversity-Managerin.

Wie gut das Konzept in Duisburg-Essen aufgeht, zeigen die ersten Beispiele: Unlängst hat die Universität einen Preis gewonnen für die mustergültige Hilfe beim Übergang von der Schule zur Universität. „Wir wollen in die Region hineinwirken und arbeiten eng mit den Schulen zusammen“, sagt Prorektorin Klammer. Bei den Schülern die Neugier zu wecken, die Lust am Forschen, das ist erklärtes Ziel – und dazu gibt es weit mehr als den üblichen Tag der offenen Tür: Veranstaltungen wie „Freestyle Physik“ sollen zum Experimentieren verlocken, man will die Schüler auf allen denkbaren Kanälen ansprechen.

Für viele Abiturienten aus einfachen Verhältnissen seien die Hürden für ein Studium in den vergangenen Jahren niedriger geworden. „Kurze, gut strukturierte Bachelor-Studiengänge sind ein Anreiz für Leute, die sich ansonsten von langen Studienprogrammen und unübersichtlichen Curricula abschrecken lassen würden“, sagt Ute Klammer. Derzeit plant die Universität ein großes Förderprogramm unter dem Titel Chance², das über verschiedene Bildungsstufen hinweg angelegt ist: Schon in der neunten, zehnten Klasse sollen künftig viel versprechende Schüler aus bildungsfernen Schichten und Migrantenfamilien in ein Fördersystem aufgenommen werden. Einige Jahre lang sollen sie einen Mentor an die Seite gestellt bekommen und an anderen Fördermaßnahmen teilnehmen. „Es geht uns darum, sie schon früh mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass sie einmal an die Universität gehen könnten. Wir wollen sie

Die Zahlen zur Uni

In einer groß angelegten Befragung hat die Universität Duisburg-Essen nach biographischen Details ihrer Studierenden geforscht – und die Ergebnisse, die so detailliert an keiner anderen deutschen Hochschule vorliegen, unterstreichen den Bedarf an einem funktionierenden Diversity Management. Von den knapp 32.000 Studierenden haben sich mehr als 5.500 an der Erhebung beteiligt. 94 Prozent der teilnehmenden Studierenden haben die deutsche Staatsbürgerschaft, aber ein Viertel der Befragten hat einen Migrationshintergrund. 53 Prozent kommen aus Familien, in denen weder Vater noch Mutter studiert haben. Vier Prozent haben ein Kind, 70 Prozent jobben neben dem Studium, mehr als 12 Prozent müssen sich ihren Lebensunterhalt ganz allein finanzieren. Die Studierendenbefragung, davon ist man in Duisburg-Essen überzeugt, gibt deutliche Hinweise auf die Bedürfnisse der unterschiedlichen Studierendengruppen und bietet eine gute Grundlage für gezielte Maßnahmen des Diversity Managements.

da unterstützen, wo es im Bildungssystem ansonsten keine Ansätze gibt.“ Dazu zählt auch ein bereits etablierter Förderunterricht für Schüler aus Migrantenfamilien, der rechtzeitig hilft, unaufholbare Defizite zu verhindern. 800 Schüler aus der Region bekommen jede Woche Nachhilfeunterricht – von Lehramtsstudierenden der Universität, die dabei ihre didaktischen Fähigkeiten in der Praxis erproben können. „Viele Migrantinnen und Migranten sagen uns, dass sie ihr Abi sonst nie geschafft hätten“, sagt Ute Klammer. „Und die Lehramtsstudierenden wiederum lernen die speziellen Probleme von Schülern mit Migrationshintergrund kennen, auf die sie sonst völlig unvorbereitet in ihrer späteren Lehrpraxis gestoßen wären.“ Das Geld für dieses Nachhilfe-Projekt kommt von der Mercator-Stiftung, der Stadt Essen und weiteren Förderern.

Eine intensive Betreuung bekommen zukünftig auch alle, die sich an der Universität einschreiben. Wie bewegt man sich an der Uni, wer kann bei drängenden Fragen helfen – und ist es vermessen, mit meinem Problem gleich zum Professor zu

Bildnachweis: Andre Zeldk, Copyright: Mercator-Stiftung, Universität Duisburg-Essen



Liegewiese auf dem Campus Essen

Die „Internationalisierung zu Hause“ nutzt das Potenzial, das bislang brach lag

gehen? Solche praktischen Handreichungen bekommen die neuen Studierenden künftig im Rahmen von Mentoringprogrammen, die gegenwärtig flächendeckend in allen elf Fakultäten der UDE entwickelt werden.

Diversity Management soll aber mehr sein als eine gewaltige Unterstützungs-Maschinerie. „Wir gleichen ja nicht nur Defizite aus, sondern wir sehen auch die Potenziale einer so internationalen Studierendenschaft“, sagt Ute Klammer. Die unterschiedlichen kulturellen Erfahrungen der Studierenden mit in die Lehre einzubeziehen, das gehört dazu – also nicht nur über die politischen Systeme in fremden Ländern lesen, sondern jemanden befragen, der sie aus eigener Erfahrung kennt. Nicht nur über die Rolle der Familie in bestimmten Kulturkreisen theoretisieren, sondern es konkret erleben. „Internationalisierung zu Hause“ ist das Schlagwort, das diese Praxis am besten

umschreibt, und auch damit lassen sich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Viele Studierende aus dem Ruhrgebiet haben nicht das nötige Geld für einen Auslandsaufenthalt während des Studiums. Viele Erfahrungen aber, die sie ansonsten in Mailand, Istanbul oder Warschau sammeln würden, können sie auch in der eigenen Hochschule machen – vorausgesetzt, die Universität erkennt das Potenzial, das in dem hohen Anteil ausländischer und migrantischer Studierender in den Seminaren schlummert.

Die zweite große Baustelle der obersten Diversity-Managerin in Duisburg-Essen liegt in der Förderung von jungen Eltern. Erklärtes Ziel ist, in Sachen Kinderbetreuung ein gemeinsames Konzept für die Uni-Mitarbeiter und die Studierenden zu entwickeln. Wie das aussehen kann, ist derzeit schon am Campus in Duisburg zu beobachten: Dort wurde die Kinderbetreuung auf Kosten der Universität

gerade ausgebaut, am zweiten Standort in Essen ist ein Kinderhort derzeit im Bau. Auf Dauer sollen die Kapazitäten noch weiter erhöht werden. „40 Prozent unserer Studierenden mit Kind sind Hauptbetreuungs-personen“, sagt Ute Klammer. Sie sind also hauptverantwortlich für ihren Nachwuchs. In Prüfungszeiten und bei Veranstaltungen nach 16 Uhr, wo sämtliche öffentliche Kindertageseinrichtungen die Pforten schließen, sei das für die studierenden Eltern besonders schwierig. An diesen Punkten will die Universität jetzt eigene Lösungen anbieten.

Wie pfiffig die sind, zeigen einzelne Beispiele: So werden in der Bibliothek nun eigene Eltern-Kind-Arbeitsplätze eingerichtet, in denen Spielsachen für die Kleinen bereitstehen und die mit einer schalldichten Wand von den übrigen Arbeitsbereichen getrennt sind. Und: Es wurde ein so genannter Feuerwehrtopf für junge Wissenschaftler mit Kindern eingerichtet. Der steuert Mittel für die Kinderbetreuung bei, wenn die Eltern zu einer Tagung verreisen müssen, Kinder erkranken oder Betreuungspersonen plötzlich ausfallen. So klein die einzelnen Ideen auch sind – zusammengenommen erzeugen sie ein ganz anderes, ein offenes und inspirierendes Klima an der Universität, davon ist Ute Klammer fest überzeugt. ■



„Gute Meister sind nicht standardisierbar“

Für die Karlsruher Hochschule für Musik war der Bologna-Prozess eine Gratwanderung zwischen künstlerischem Profil und akademischer Neustrukturierung. Heute sind sich alle sicher: Die Reformen haben die Ausbildung noch besser gemacht

A

us dem hohen Raum dringt Musik auf den Flur, zaghafte Klavierakkorde mischen sich mit Violinenklängen. Durch die Tür zum gegenüberliegenden Zimmer ist ein Kontrabass zu hören; im zentralen Treppenhaus mischen sich die Noten zu einer kleinen Symphonie. Hier in Karlsruhe hat die Musik ein herrschaftliches Zuhause: Im Schloss Gottesau ist die Hochschule für Musik untergebracht, einem imposanten Bau, der einst dem Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach als Lustschloss diente. Der frühere Ballsaal ist zum Kammermusiksaal geworden, in einem der fünf markanten Rundtürme des Schlosses wendet sich ein modernes Treppenhaus bis hinauf in das Dachgeschoss, in dem heute die Bibliothek untergebracht ist; abertausende Sätze von Musikliteratur sind hier archiviert.

„In der musikalischen Ausbildung spielt das Meister-Schüler-Prinzip eine enorme Rolle“, sagt Martin Emmerich, Violin-Student und Vorsitzender des AStA an der Musikhochschule: „Wes Meisters Schüler man war, ist in der Musik ungleich wichtiger als die Bezeichnung des Abschlusses, und daran wird keine Studienreform etwas ändern.“ Emmerich bringt die Besonderheit der künstlerischen Studiengänge auf den Punkt – und auch die Skepsis, die vielerorts herrschte, als die Bologna-Reform beschlossen worden ist.

Hohe Praxisanteile, künstlerische Reife, enge Beziehungen zu einem erfahrenen Meister sind in der Musik wichtig, da fällt ein Vergleich mit einem der Massenstudiengänge an einer herkömmlichen Hochschule schwer. „Gute Meister sind nicht standardisierbar“, sagt Martin Emmerich.

In dem Punkt herrscht große Einigkeit zwischen den Studierenden und den Lehrenden an der Hochschule für Musik Karlsruhe. „In den alten Diplomstudiengängen hat sich aber vieles eingespielt, was wir heute so nicht mehr machen würden“, sagt Professor Michael Uhde, Prorektor für Lehre und selbst Pianist. Er hat eine jahrzehntelange Lehrererfahrung, seit 2000 hat er das Amt im Rektorat inne. Sein Büro ist weniger komfortabel untergebracht als die Studierenden im Schloss: In einem der früheren Wirtschaftsgebäude sitzen Präsidium und Verwaltung, ein paar Schritte abseits der herrschaftlichen Auffahrt. „Es war im Jahr 2003, als wir uns alle gemeinsam entschieden haben, dass wir uns ins Getümmel stürzen“, sagt Michael Uhde.

Mit dem Getümmel meint er die Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Master, und tatsächlich waren die Karlsruher damals noch bunte Hunde: Als erste Musikhochschule in Deutschland beschlossen sie die komplette Umstellung sämtlicher Studiengänge; seit dem Jahr >>



Bildnachweis: HfM Karlsruhe, Marc Weisser



Platzkonzert von
HfM-Studierenden



Bildnachweis: HfM Karlsruhe, Tobias Dinslage

Großer Auftritt: Studierende in der Opernschule

2006 haben alle Erstsemester in Bachelor und Master angefangen. In einem eigens eingerichteten Senatsausschuss wurden die Curricula der neuen Studiengänge diskutiert. „Dieser Prozess“, erinnert sich Michael Uhde, „war unglaublich heilsam. Unser Angebot ist jetzt besser und breiter geworden als vorher.“

Voraussetzung für den Erfolg war die Flexibilität, die der Hochschule für Musik vom baden-württembergischen Wissenschaftsministerium eingeräumt wurde. Statt des dreijährigen Bachelors, wie er eigentlich vorgesehen ist, führten die Karlsruher ein vierjähriges Modell ein. „Künstlerische Entwicklung braucht Zeit zum Reifen. Da hat es keinen Sinn zu drängen oder das Studium zu verkürzen“, sagt Michael Uhde.

Die Vorteile des Bachelors haben auf anderem Feld gegriffen: Endlich gibt es eine klare Richtlinie, wie das Studium in Theorie und Praxis aufgeteilt wird – eine solche verbindliche Regelung hat es vorher nicht gegeben, oft genug entschieden Lehrende wie Studierende im Zweifelsfall zugunsten der Praxis. Darüber sind wichtige Grundlagen von der Musikgeschichte über die Gehörbildung bis hin zu Grundlagen in der Akustik oft vernachlässigt worden – und einen Wahlpflichtbereich mit Hintergründen über die Bekämpfung der Bühnenangst oder einem Sprachtraining gab es gar nicht. Der AStA begrüßt diese

Neuerungen, weil sie die Studierenden mit sanftem Zwang zu wichtigen Seminaren drängt: „Früher sind viele Gefahr gelaufen, sich durch die einseitige Fixierung auf das Instrument zu Fachidioten zu entwickeln“, sagt Martin Emmerich. „Die nicht-instrumentalen Prüfungsinhalte empfinden viele zwar als berufsfern, aber letztlich helfen sie zu einem qualifizierten Blick über den Tellerrand.“

Ähnlich lobende Worte findet er für die größere Prüfungslast in den ersten Semestern. Anders als früher, wo alles von einer großen Abschlussprüfung, von einem entscheidenden Vorspiel abhing, wisse man jetzt schon früher, wo man mit seiner Leistung stehe. Die Balance zwischen praktischen Fähigkeiten am Instrument und der lästigen Theorie sieht Emmerich nach dem Karlsruher Modell gewahrt – „zum Glück, denn für die Musikerlaufbahn ist alleine die Frage entscheidend, welchen instrumental-künstlerischen Stand man am Ende des Studiums erreicht hat.“ Und die Hochschule fühlt sich heute noch mehr als früher in der Pflicht, ihre Studierenden optimal auf den Arbeitsmarkt vorzubereiten.

Wie die Studiengänge gestaltet werden, lag auch in der Hand von Eva-Maria Rieckert. Sie lehrt selbst Klavier an der Hochschule und ist zugleich Bologna-Beraterin. „Unser Ziel war es, die Wahlfreiheit der Studierenden zu vergrößern. Das war die Maßgabe bei der Umstellung“, sagt sie.

In den alten Studiengängen mussten sich die Studierenden bereits zu Beginn ihrer Ausbildung festlegen, ob sie den pädagogisch orientierten Diplom-Musiklehrer oder den Diplom-Studiengang Künstlerische Ausbildung wählen. Heute beginnen alle Studierenden gleich und können nach einer zweijährigen Orientierungsphase entscheiden, ob sie einen pädagogischen oder einen künstlerischen Schwerpunkt wählen oder gar beides. Zuvor ist ein Praktikum in einer Musikschule vorgeschrieben – jeder soll aus eigener Anschauung wissen, worüber er entscheidet.

Ungewöhnlich sind die Modulgrößen: Ein Praxismodul während des Bachelor zieht sich über vier Semester hin, die Studierenden bekommen dafür 62 Leistungspunkte – viel mehr als bei üblichen Seminaren. Geschuldet ist das den speziellen Bedingungen an der Musikhochschule. „Wer sein Abschlusskonzert vorbereitet, ein einstündiges Vorspiel, der kann das nicht in nur einem Semester tun. Deshalb mussten wir den Bogen weiter spannen“, sagt Eva-Maria Rieckert. Genau diese Flexibilität trage zur Praxisreife von Bachelor und Master bei.

Wenn Professor Michael Uhde den größten Vorteil des neuen Bachelor- und Mastersystems erklären soll, fühlt er sich an seine eigene Studienzeit erinnert. In Deutschland hat er seine ersten künstlerischen Schritte getan, dann war er für zwei Jahre in Italien bei einem Meister. Noch heute sagt er mit leuchtenden Augen „Milano“ und schwärmt von dem Schlick, den er bei seinem Mentor bekommen hat. „Das war eine ungemein wertvolle Zeit“, sagt Uhde. Für sein Studium in Deutschland hat ihm der Auslandsaufenthalt allerdings nichts genutzt – er bekam ein zusätzliches Zeugnis, daheim musste er trotzdem in vollem Umfang das vorgesehene Pensum absolvieren. „Der internationale Austausch ist viel einfacher geworden, weil wir jetzt die Studienzeiten anerkennen können“, sagt Uhde.

Wie bedeutsam das gerade im musikalischen Bereich ist, zeigt ein Blick auf die Statistik der Hochschule für Musik Karlsruhe: Bei etwa 30 Prozent liegt der Ausländeranteil, und bei dieser Zahl sind nur die nicht-europäischen Studierenden berücksichtigt. 55 Herkunftsländer verzeichnet die Chronik der Studierenden.

„Die Musikhochschulen waren schon immer international aufgestellt, auch vor dem Bologna-Prozess“, sagt Uhde. „Aber die Reform hat einen ganz neuen Schwung in die Sache gebracht.“

Ein Beleg dafür ist die AEC, die Europäische Vereinigung der Musikkonservatorien; ein Dachverband von Musikhochschulen aus verschiedenen Ländern. Früher war das ein passiver Verband, „ein Debattierclub für Rektoren“, wie Uhde es nennt. Mit dem Bologna-Prozess sei die traditionsreiche Einrichtung aber plötzlich zu neuem Leben erwacht. „Wir haben die Chancen diskutiert und gemeinsame Standards festgelegt. Mit dünnster Personaldecke haben wir auf dieser internationalen Ebene sehr viel auf die Beine gestellt.“ Ideen wurden verglichen und angepasst, gute Konzepte von einem Land auf ein anderes übertragen. „Dabei haben wir aber nichts an den unterschiedlichen Ansätzen geändert, die sich in den Ländern etabliert und bewährt haben“, sagt Uhde. „Wir fühlen uns als Heimat der unterschiedlichsten

Nationalitäten. Diese Mischung ist für die Hochschule eine große Chance, gerade auch weil häufig kulturell sehr unterschiedliche Voraussetzungen herrschen.“ Wichtig sei es, dass die Studierenden nicht nur die Sprache gelernt haben, sondern auch ein Gefühl für die Kultur erworben hätten, wenn sie die Hochschule verlassen. „Solche Hintergründe für die künstlerische Interpretation eines Werkes sind unverzichtbar“, sagt Uhde – und traditionell spielten sie in Karlsruhe eine große Rolle. An dieser spezifischen Stärke der Ausbildung habe sich im Bologna-Prozess nichts geändert – „wir wollen mehr, als dass sich unsere Absolventen virtuos auf den Tasten bewegen.“

In den kommenden Jahren wird sich an der Hochschule noch einmal viel ändern: Auf einer Wiese neben dem imposanten Schloss entsteht ein neuer Gebäudekomplex, in dem ein Konzertsaal und zahlreiche Übungsräume ihren Platz finden. Damit werden sämtliche Fachgruppen der Hochschule von den bisher vier Standorten auf einen zentralen Campus zusammengezogen. „Dank dieser Baustelle und auch dank des Bologna-Prozesses“, sagt Michael Uhde, „werden wir besser aufgestellt sein als jemals zuvor in der Geschichte.“ Das ist ein großes Wort: Im Jahr 2012 feiert die Hochschule für Musik Karlsruhe das 200. Jubiläum ihrer Gründung. ■

„Die Musikhochschulen waren schon immer international. Aber Bologna hat neuen Schwung in die Sache gebracht.“



▶ „Die Wette ist gewonnen“

Für das neue Fach Materialwissenschaft ziehen an der Universität Göttingen viele Professoren aus unterschiedlichen Fachbereichen an einem Strang – und zeigen, wie Kooperationen das akademische Leben bereichern



n die Versammlung kann sich Professor Götz Eckold noch bestens erinnern, als er vor Studierenden erstmals von seiner vagen Idee berichtete: Man könne doch Elemente aus Physik, Chemie und Geowissenschaften zusammenlegen und daraus einen neuen Studiengang konzipieren mit dem Namen Materialwissenschaften. „Ich war völlig platt“, sagt Götz Eckold, „wie begeistert die Studierenden auf diese Idee reagiert haben.“

Die Herausforderung für ihn lag an anderer Stelle: Der neue Bachelor-Studiengang sollte so fundiert sein, dass die Absolventen entweder noch einen Master in Materialwissenschaften draufsatteln können – oder aber in eine der drei Kerndisziplinen Physik, Chemie und Geowissenschaften wechseln können. „Ich habe mit meinen Kollegen

eine Wette abgeschlossen, dass wir diesen Übergang hinbekommen“, sagt er – „auch, wenn wir dafür natürlich einige Auflagen vorgeben müssen.“

Die Befürchtungen konnte Eckold gut nachvollziehen: Wer seinen Bachelor in Materialwissenschaften macht, wird zwar die wichtigen Grundelemente der Kernfächer lernen, einige der Standarddisziplinen werden dabei allerdings nur gestreift – die organische Chemie zum Beispiel spielt eine ebenso kleine Rolle wie die theoretische Physik. „Und es kann natürlich nicht sein, dass ein künftiger Chemiker auf dem Umweg über die Materialwissenschaften diese essentiellen Grundlagen umschifft“, sagt Eckold. In anderen Bereichen wie etwa der Festkörperphysik sind die Materialwissenschaftler hingegen genau so ausgebildet, wie sie im Masterstudiengang gefragt sind. „Wichtig ist uns allen, dass wir keinen Billig-Übergang in den Master schaffen“, sagt Eckold – „aber das heißt ja nicht, dass wir unnötige Hindernisse auftürmen.“

Viele Ideen und ungezählte Gespräche waren nötig, ehe er mit seinen Kollegen eine praktikable Lösung fand: Wer nach dem Bachelor das Studienfach wechselt, kann das problemlos tun – unter der Auflage allerdings, dass er in den ersten Semestern des Masterstudiengangs die fachspezifischen Wissenslücken schließt. „Die Wette“, sagt Eckold zufrieden, „habe ich gewonnen.“

Gewinner sind aber vor allem die Studierenden. Mit dem neuen Studiengang erschließen sie sich ein Berufsfeld, das sich erst in jüngster Zeit öffnet: Sie lernen, für bestimmte Aufgaben die exakt passenden Materialien auszuwählen oder herzustellen. In ihrem Studium beschäftigen sie sich mit den Eigenschaften von Metallen, von polymeren Stoffen, von



Bildnachweis: Universität Göttingen

Die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen

Halbleitern und Supraleitern. „Früher wurden bei Unternehmen die passenden Materialien etwa für Herstellungsprozesse oft nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum ausgewählt“, sagt Eckold, der selbst Physikochemiker ist. Jetzt aber gewinne eine analytische Herangehensweise im verarbeitenden Gewerbe und in

dem Profil unserer Absolventen ist groß!“

Dass Profis aus dem Bereich der Materialwissenschaften gebraucht werden, hat man in Göttingen schon vor etlichen Jahren erkannt. Damals entwickelten die Fachbereiche ein Projekt für Studierende aus den Kernfächern: Mit zusätzlichen Seminaren konnten sie sich

Die zweite Chance für den innovativen Studiengang kam mit dem Bologna-Prozess. Jetzt haben die Professoren in gemeinsamer Anstrengung das Studienprogramm verschlankt, um klare Schwerpunkte zu setzen. Für einzelne Vorlesungen arbeiten sie sogar mit Kollegen aus der Forstwissenschaft zusammen, die ihre Expertise zu verschiedenen Hölzern einbringen. 13 Lehrstühle sind an den Materialwissenschaften beteiligt, etwa 40 Prozent der Seminare und Vorlesungen sind eigens für das neue Studienfach konzipiert worden.

„Der Regelfall wird es sein, dass unsere Bachelor-Absolventen auch ihren Master in Materialwissenschaften machen, wenn sie denn weiter studieren möchten“, sagt Eckold. „Aber wenn jemand feststellt, dass ihm Chemie oder Physik mehr liegt, dann wollen wir ihm diesen Weg nicht verbauen.“ ■

Gewinner sind die Studierenden – ihnen öffnet sich ein weites Feld

der chemischen Industrie zunehmend an Bedeutung. Viele Unternehmen aus der Region haben deshalb ihre Unterstützung für den Studiengang zugesagt. „Die Rückmeldungen waren ausnahmslos positiv“, erinnert sich Eckold an seine Gespräche mit den Firmen. „Der Bedarf an Leuten mit

für ein Zertifikat aus den Materialwissenschaften qualifizieren. Die Initiative sei aber schnell wieder eingeschlafen, erinnern sich die Verantwortlichen von damals – zu hoch sei die Arbeitsbelastung gewesen, die ja zusätzlich zu einem regulären Vollzeitstudium gefragt war.



Offen für eigene Wege

Nicht nur Abiturienten, sondern auch Berufspraktiker können sich an der FH Harz einschreiben. Ihre Erfahrungen aus der Arbeitswelt werden angerechnet – kürzer kann der Weg zur Hochschule nicht sein



Auf der Internationalen Touristikmesse ITB in Berlin ist Professor Dr. Georg Westermann ein Stammgast: Vor vollen Sälen stellt er dort sein Projekt vor, einen Studiengang im Tourismusmanagement, der sich an erfahrene Berufspraktiker richtet. Die Interessenten müssen ihren Job für das Studium nicht aufgeben, die Seminare und Vorlesungen sind berufsbegleitend angelegt. „Wir können den Bewerbern sogar Kenntnisse aus der Praxis für das Studium anrechnen“, wirbt Westermann.

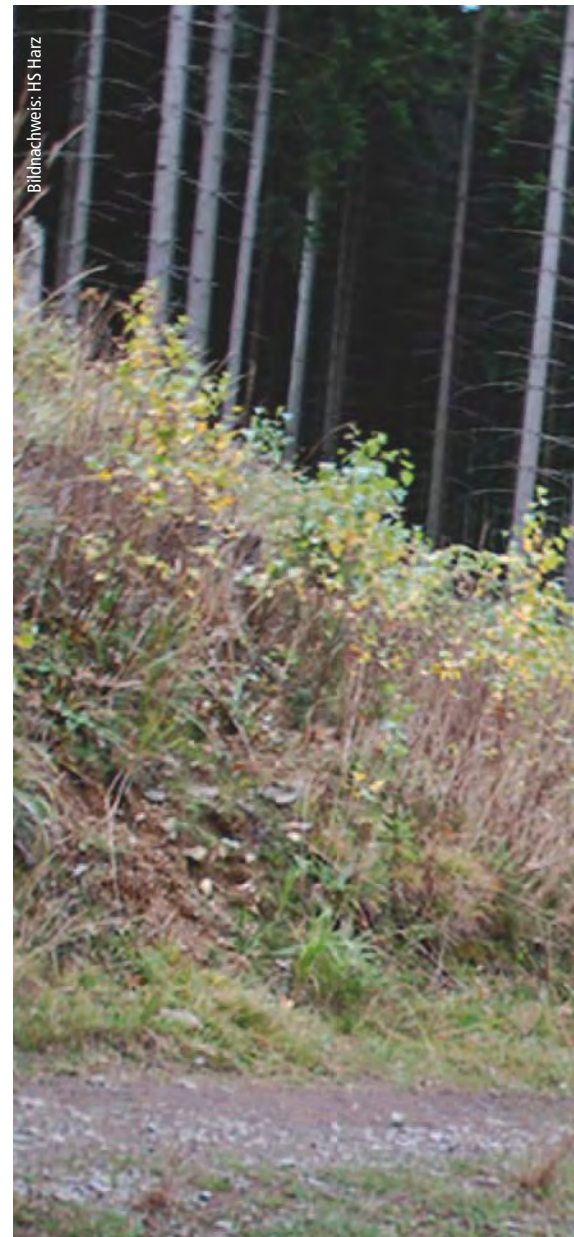
Die Hochschule Harz (FH) in Wernigerode, an der Westermann unterrichtet, hat sich in den vergangenen Jahren systematisch für Studierende geöffnet, die vorher schlechte Karten für ein Studium hatten. Vor allem erfahrene Profis sind die Zielgruppe, die entweder noch nicht studiert oder auch keine Hochschulzugangsberechtigung haben. Für sie hat die FH Harz im Rahmen eines Modellprojektes der Bund-Länder-Kommission sogar ein neues Aufnahmekonzept entwickelt. Kern der Idee ist es, die Kompetenzen der Bewerber möglichst objektiv zu messen, damit sie sich mit ihren Berufserfahrungen für ein klassisches Studium qualifizieren können.

„Unsere Gesellschaft kann es sich nicht leisten, das Potenzial solcher Studieninteressenten einfach so zu verschwenden“, sagt Westermann. „Und

unsere Hochschule muss natürlich auch wirtschaftlich überlegen: In Sachsen-Anhalt ist im vergangenen Jahr die Zahl der Abiturienten um 50 Prozent zurückgegangen, aber wir haben nach wie vor die gleiche Kapazität an Studienplätzen.“ Die Öffnung der Hochschule für ungewöhnliche Bildungswege ist eine Lösung für beide Probleme – ein Ansatz, der ganz im Sinne des Bologna-Prozesses ist. Das lebensbegleitende Lernen gehört darin genauso zu den Zielvorstellungen wie die Förderung von ungewöhnlichen akademischen Karrieren.

Die neuen Studierenden an der FH Harz haben ähnliche Biographien wie etwa der Controlling-Leiter eines mittelständischen Unternehmens. Studiert hat er nie, er ist gleich in die Arbeitswelt eingestiegen und hat in seinen 20 Berufsjahren jede Menge Erfahrung mit dem Controlling gesammelt. „Wenn der einen Bachelor in Betriebswirtschaft machen will und dazu erstmal ein Seminar, Einführung in das Controlling‘ besuchen muss, dann fühlt der sich auf den Arm genommen“, sagt Georg Westermann. „Um solche Leute nicht zu verprellen, haben wir unser neues Einstiegskonzept entwickelt.“

Jeder Studienbewerber, der sich seine Vorerfahrungen anrechnen lassen will, muss ein Portfolio anlegen, in dem er



seine Leistungen belegt – seien sie in einer Ausbildung erbracht worden, in der Berufspraxis oder in anderen Bereichen wie etwa dem Ehrenamt. „Als Unterlagen bekommen wir beispielsweise Arbeitszeugnisse, Arbeitsproben oder auch den Nachweis, dass jemand jahrelang Schatzmeister in einem Verein gewesen ist“, sagt Manuela Koch, die das Modellprojekt der Bund-Länder-Kommission an der FH Harz geleitet hat. Der zuständige Professor kann dann rasch abschätzen, ob diese praktischen Erfahrungen vergleichbar sind mit dem, was er in seinen Seminaren und Vorlesungen vermittelt. Bis zu 50 Prozent der Leistungen, die in einem



Sportlich: Die Studierenden der Hochschule Harz genießen die Natur rund um den Campus

Studium erbracht werden müssen, können auf diese Weise angerechnet werden.

Entscheidend für das Gelingen dieser neuen Praxis ist das Curriculum der Studiengänge – „die Module müssen kompetenzorientiert formuliert sein“, heißt es dazu an der FH Harz. Das bedeutet, dass für jedes Seminar genau aufgelistet sein muss, was die Studierenden darin lernen. „Früher waren das häufig Literaturlisten, aber die helfen natürlich wenig weiter. Heute beschreiben wir detailliert, was die Absolventen nach dem Seminar konkret können“, sagt Professor Westermann. Wer sich für ein Studium bewirbt, sieht also auf den ersten

Schon bald sollen alle Studiengänge akademische Quereinsteiger locken

Blick, wie weit er mit seinen Kenntnissen kommt und was er noch alles lernen muss.

Nach den ersten Erfahrungen mit diesem Kompetenz-Anrechnungsmodell öffnet die FH Harz jetzt schrittweise sämtliche Studiengänge für die akademischen Quereinsteiger. Und auch zusätzliche berufsbegleitende Angebote sollen künftig eine größere Rolle spielen, um den Praktikern ihren Einstieg in ein Studium zu erleichtern. Das sind Studiengänge wie jener im Tourismusmanagement, für den Georg Westermann auf der Berliner Messe die Werbetrommel rührt. ■



Der entzerrte Studienplan

Die FH Osnabrück gibt ihren Studierenden mehr Luft für eigene Pläne: Großzügige Urlaubs- und Auslandssemester sorgen für ein flexibles Curriculum, das jeder auf seine Bedürfnisse zuschneiden kann

I

mmer wenn Professor Dr. Andreas Bertram ein Problem lösen wollte, haben sich stattdessen oft neue Schwierigkeiten aufgetan: Wollte er den Studierenden die Möglichkeit geben, ein Semester zu pausieren, um sich auf Prüfungen vorzubereiten oder eine Weltreise zu machen, wären sie ein paar Monate später wieder zurückgekommen an die Fachhochschule Osnabrück – und hätten nach ihrem halben Jahr Auszeit mit den Seminaren Pech gehabt, die nur einmal pro Jahr angeboten werden. Jetzt hat Bertram, Vizepräsident der Osnabrücker FH, ein neues Programm entwickelt, das diese und andere Schwierigkeiten auf einen Schlag lösen würde.

„Bachelor plus“ heißt sein Konzept, und es soll vor allem mehr Flexibilität in das Studium bringen – mehr Luft für diejenigen, die sie brauchen und einen stringenten Verlauf für die anderen, die schnell fertig werden wollen mit dem Studium. Das Prinzip basiert auf den bestehenden Bachelorstudiengängen, die an der Fachhochschule in Osnabrück auf eine Regelstudienzeit von sechs Semestern angelegt sind. In dieses Grundmuster lassen sich künftig problemlos freie Semester einbauen und ins Studium integrierte Auslandsaufenthalte. „Es geht uns darum, den Studierenden zu zeigen, dass es völlig in Ordnung ist, wenn sie sich für ihr Studium mehr als sechs Semester Zeit nehmen wollen“, sagt Andreas Bertram.

Bislang ließ sich dieses Ausbrechen aus dem Studienplan nicht so einfach umsetzen. Wer sich ein Urlaubssemester nehmen wollte, für das auch keine Studiengebühren bezahlt wurden, musste mit strikten Regeln klarkommen. So besagt das Landesgesetz in Niedersachsen beispielsweise, dass Studierende in dieser Zeit keine Leistungen der Hochschule in Anspruch nehmen dürfen. „Gerade das war für unsere Zwecke kontraproduktiv“, heißt es an der FH Osnabrück. Viele Studierende nahmen sich etwa gerne ein Semester Auszeit, um vor den Prüfungen noch einmal den Stoff zu rekapitulieren – bislang war das nicht möglich, da im Urlaubssemester keine Prüfungen absolviert werden durften. Ähnlich war die Gemengelage auch bei anderen individuellen Vorhaben der Studierenden: Wer ins Ausland ging, konnte sich nicht beim internationalen Büro der Hochschule beraten lassen, die Praktikumsbörse durfte ihn nicht währen

men“, sagt Bertram. In den Ingenieurwissenschaften etwa ist ein zusätzliches Angebot für Studierende geplant, die in dieser Zeit an Forschungsprojekten mitarbeiten oder in fachfremden Vorlesungen ihren Horizont erweitern können. Wenn die Auszeit dann vorbei ist, geht das Studium nahtlos weiter. Die Hochschule sieht dafür ein größeres Angebot an Seminaren vor, das künftig auch außerhalb des üblichen zweisemestrigen Rhythmus stattfinden soll.

„Die Kunst ist es, solche strukturellen Vorgaben innerhalb der Hochschule flächendeckend umzusetzen“, sagt Andreas Bertram. An dieser Aufgabe feilt er gerade: Schon bald soll Bachelor plus als Rahmenmodell hochschulweit verankert werden, nach und nach werden dann möglichst viele Studienprogramme auf dieses Modell umgestellt. Der Vorteil des Systems liegt auf der Hand: Wer schnell sein Studium absolvieren will, kann das nach wie vor in sechs Semestern tun. Wer zwischendurch andere Bereiche erkunden will, bekommt dazu gleichermaßen eine Gelegenheit.

Dieses Mehr an Flexibilität will die Fachhochschule Osnabrück auch an anderer Stelle ermöglichen. An der Fakultät für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sind die Studiengänge so konzipiert, dass die Studierenden nach den ersten beiden Semestern problemlos ihr Fach wechseln können, wenn sie feststellen, dass eine andere Studienrichtung ihnen eher zusagt. Die bereits absolvierten Veranstaltungen bekommen sie dabei angerechnet. Als eine Art Plattform sehen die Professoren diese Einführungsphase in das Studium – die vermittelten Grundkenntnisse ließen sich schließlich auch in einer anderen Disziplin aus dem gleichen Fachbereich einsetzen. Vizepräsident Andreas Bertram: „Mit solchen Impulsen können wir viel für die Entzerrung des Studiums tun und die Individualisierung fördern.“ ■

„Es ist doch in Ordnung, wenn sich die Studierenden mehr Zeit nehmen wollen!“

des Urlaubssemesters an einen potenziellen Arbeitgeber vermitteln. Im Bachelor-plus-Programm wird sich das jetzt ändern.

„Unsere Urlaubssemester sollen den Studierenden künftig die Möglichkeit geben, zusätzliche individuelle Kompetenzen über das Regelstudium hinaus zu erwerben oder einfach zwischendurch einmal aufzuat-



Studieren in der Natur: Am Standort Haste der FH Osnabrück sind Agrarwissenschaften und Landschaftsarchitektur untergebracht

Impressum

Kreative Vielfalt

Wie deutsche Hochschulen den Bologna-Prozess nutzen

Bologna-Zentrum

Herausgegeben von der Hochschulrektorenkonferenz

Ahrstraße 39, 53175 Bonn

Tel.: 0228/ 887-0

Telefax: 0228/ 887-110

bologna@hrk.de

www.hrk-bologna.de

Verantwortlich:

Dr. Peter A. Zervakis

Autor:

Kilian Kirchgeßner

Redaktion:

Stefanie Busch, Petra Martini, Monika Schröder

Bildredaktion, visuelle Konzeption, Gestaltung, Illustration:

Völker + Eicke, www.ve7.de

Bonn, April 2010, I. Auflage

ISBN 978-3-938738-83-2

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in dieser Broschüre auf die Nennung der männlichen und weiblichen Form verzichtet. Es sind selbstverständlich immer beide Geschlechter gemeint.

Nachdruck und Verwendung in elektronischen Systemen - auch auszugsweise – nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung durch die Hochschulrektorenkonferenz. Die HRK übernimmt keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der bereitgestellten Informationen der abgedruckten Texte.

Reprinting and use in electronic systems of this document or extracts from it are subject to the prior written approval of the German Rectors' Conference. The German Rectors' Conference does not guarantee the topicality, accuracy and completeness of the printed documents.





GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung